

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 5.

Gottschee, am 4. März.

Jahrgang 1905.

Aus der Welt.

Ringeln Narren mit den Schellen,
Daß der Welt die Ohren gellen,
Wird das Volk in ganzen Haufen
Nach den Narrenkappen laufen.
Doch die Weisheit steht verlassen
Mitten in des Volkes Massen,
Und hat noch von Glück zu sagen,
Wird sie nicht ans Kreuz geschlagen.

Ernste Zeit.

Der lange Fasching geht nun doch zu Ende, die hl. Fastenzeit, angekündigt durch die Vorfaste, rückt heran und mahnt zum Ernste. Ernst ist die Zeit der Vorbereitung auf das hohe Osterfest, diese Feier des Kampfes und Sieges Christi. Ernst ist auch unsere Zeit. Das furchtbare Ringen zwischen Christus und der Hölle, das auf Golgotha seinen Höhepunkt erreicht hat, erneuert sich in unseren Tagen, wo die Auflehnung gegen Gott und die gottge-sezte Obrigkeit, der Haß und Kampf gegen die Kirche und das Christentum fast nie gesehene Formen annimmt. Darum gilt der Mahnruf der Kirche zur Buße, den sie nach den Tagen des Vergnügens und vergänglicher Lust mit heiligem Ernst erhebt, doppelt unserer Zeit, in der alles seufzt unter der Last und Zahl der immer endenden Vergnü-gungen und da? Wörtchen Buße einen schlechten Klang hat. Und doch ist Buße niemandem nötiger als dem gegenwärtigen Geschlechte. Buße ist ja nichts anderes als die innere, zum Guten gelehrte Sinnes-änderung und Herzenszerknirschung, die von jedem und zu jeder Zeit gefordert wird. Diese Herzensbuße wird aber ge-fördert durch Bußübungen, welche zwar nicht

die Buße selbst, sondern nur der Weg zur Buße sind. Wie aber kein Wanderer ans Ziel gelangt, wenn er nicht den Weg dahin zurücklegt, so wird auch der Christ nicht wahrer Buße sich rühmen können, wenn er die Bußmittel verschmäht. Als solche bezeichnet die Kirche vor allen Gebet, Fasten und Almosen, die zu allen Zeiten und für jedermann anwendbar sind, besonders aber in der Fastenzeit gepflegt werden sollen. Wohl redet sich die mit geschäftlicher Hastig-keit tätige Welt aus, zum Beten keine Zeit und zum Fasten keine Kraft zu haben, und die Kirche stellt daher in milder Nach-sicht ihre Forderungen bezüglich des Fastens der glaubenschwachen Zeit entsprechend möglichst niedrig, indem sie namentlich die mit schweren Arbeiten in Fabriken und Werkstätten beschäftigten Personen vom Fasten und selbst von der Fleischthal-tung fast ganz loszählt.

Der Abgang des körperlichen Fastens soll umso mehr durch Entsalgung mancher erlaubter und geräuschvoller Vergnügen, durch Eifer im Gebete und reicheres Almosen ersetzt werden. Insbesondere das letztere ist einem jeden möglich, denn es umfaßt jede Art guter Werke. Almosen heißt ja „Werk der Barmherzigkeit“ für Leib und Seele des Nächsten. Der ganze große Bereich der religiösen und kirchlichen, charitativen und sozialen und selbst der christlich politischen Betätigung fällt unter den Begriff des Almosen. Wie die Kirche das Fastengebot den jeweiligen Verhältnissen und Zeiten an-paßt, so muß auch das Almosen den Zeitverhältnissen entsprechen, muß zeit-gemäß sein. Das Verabreichen kleiner

Gaben an haustierende Arme genügt heute nicht mehr, wo die wahre Armut in den Kellerwohnungen und Dachkammern der Prachtbauten sich verbirgt, wo die geistige Not noch tausendmal größer ist als die Leibliche, wo dem sozialen Elend nicht mit Hellern und Pfennigen, son-dern nur durch gemeinsame Taten im öffent-lichen und politischen Leben abgeholfen werden kann. Darum dürfen auch wir im Almosengeben nicht rückständig bleiben, sondern müssen dem Ernst der Zeit Rechnung tragen, der alle Katholiken zum größtmöglichen Opfer sinne mahnt. Das Almosen der Witwe im Tempel, die ihren letzten Heller dem Herrn zu Ehren opferte, muß für unsere Tage wieder die Richtschnur des Almosen werden. Aber soll uns die Opferwillig-keit der Feinde des Christentums und der Kirche beschämen?

Die sozialdemokratische Zentral-Partei-kasse in Berlin allein nahm im letzten Jahre 620.000 Mark ein; noch weit mehr Beträge aber flossen in die Parteikassen auf dem Lande. Bei der letzten Reichstagswahl kostete den Sozialdemokraten jede der 2 Millionen Stimmen mehr als eine Mark und trotz der riesigen Wahlausgaben hatte die sozialdem. Partei noch mehr Geld in den Kassen übrig als der ganze Wahlkampf gekostet hatte. Ebenso opferfreudig waren die sozialdemokratischen Gewerkschaften, deren Einnahme im ver-gangenen Jahre sich auf 16 /, Mill. Mark belief. Die Berliner Arbeiter brachten allein 3,30000 Mark auf. Für den Krimmitschauer Streik steuerten die deutschen Sozialdemokraten in sechs Wochen über eine Million Mark zusammen. Dank der Opferwilligkeit und Agitation der „Genossen“ macht auch die sozialdemokratische Presse glänzende Fortschritte. Der „Vorwärts“

Bleib' rein!

Süß ist die Lust, und mächtig lockt die Sünde,
Doch ach, die blasse Reue folgt geschwind;
Rein ist das Licht; stark sei, dich überwinde;
Denn selig sind, die reinen Herzens sind.

Ist der Protestantismus tolerant?

Nein, er ist intolerant. Ist das etwas schlechtes? Ja und nein. Man muß nämlich die religiöse und politische Toleranz unterscheiden. Daß sich das Luthertum für die alleinseligmachende Kirche hält und die Katholiken oder die Juden und Zwinglianer und Wiedertäufer, kurz die anderen Konfessionen verdammt, wollen wir ihm gar nicht verübeln. Denn eine jede Konfession, die sich nicht allein und ausschließlich für die wahre hielte, wäre schon an sich ein Unsinn oder ein Schwindel; denn die Vernunft und bei Christen die hl. Schrift sagt doch, daß es nur eine Wahrheit gibt und Gottes Offenbarung nur Wahrheit enthalten kann, und keine Widersprüche und einander ganz gegenwärtige Gebote und Glaubenslehren. Etwas anderes ist es mit der politischen Intoleranz gegenüber anerkannten Konfessionen; die ist verwerflich, wird aber gerade von protestantischer Seite gegen die Katholiken noch in vielen der Majorität nach protestantischen Staaten leider betätigt, wenn auch z. B. nicht mehr so mit Feuer und Schwert und mit Vertreibung und Beraubung, wie es die protestantischen Fürsten im 16. und 17. Jahrhunderte gegen die treuen Katholiken in manchen Teilen Deutschlands, besonders aber in England, Irland, Schottland, Holland, Dänemark und Schweden barbarisch und unter schrecklichem Vergießen von Martyrerblut verübten.

Das katholische Oesterreich ist gegenüber den Protestanten, nicht nur den alten, sondern auch den neuesten wenig österreichisch gesinnten Abfallagitatoren gegenüber äußerst tolerant, sie genießen bei uns die größte religiöse Freiheit, können beliebig Gottesdienst und Begräbnisse etc. halten und auch für winzige Minoritäten Bethäuser und Trutzkirchen errichten. Sogar das katholische Spanien ist gegenüber Protestanten toleranter als selbst das für besonders freisinnig und duldsam geltende protestantische Schweden gegenüber Katholiken; denn in Schweden z. B. müssen sich die Katholiken noch immer in die Standesamtmatrikel der protestantischen Pfarrer einschreiben lassen, sich dort vom protestantischen Pfarrer ihre Ledigkeitscheine und andere standesamtliche Papiere beziehen — nur die Katholiken in Stockholm, Malmö, Gefle, Göttenborg sind endlich von dieser Zumutung befreit — und in Schweden müssen Katholiken sogar, selbst wenn beide Teile katholisch und ausländische Staatsangehörige sind, in protestantischen Pfarrkirchen sich aufbieten lassen und dürfen nur heiraten, wenn der protestantische Pastor das Aufgebot zuläßt und keine Einwendungen geltend macht; und wenn während des Aufgebotes ein Teil vom Verlöbniß zurücktritt und aus irgend einem Grunde eine andere

Verlobung behufs Verhehlung anstrebt, müssen die Katholiken dazu erst die Gutheißung des lutherischen Domkapitels einholen!

In Deutschland wurde im Feber im Reichstage ein Toleranzantrag des Zentrums behandelt, in welchem die Katholiken in allen Bundesstaaten religiöse Freiheit für alle anerkannten Konfessionen verlangen; sie fanden aber Widerspruch bei vielen Protestanten und den Regierungen einiger Bundesstaaten. Wie froh wären die Katholiken Deutschlands, wenn sie so viel religiöse Freiheit hätten, wie unter uns österreichischen Katholiken die Lutheraner! Der Zentrumsabgeordnete Dr. Gröber führte die unglaubliche politische Intoleranz mehrerer protestantischer Bundesstaaten gegenüber den Katholiken genau an, nicht bloß die auch in Preußen bestehende Verbannung oder Behinderung mancher katholischer Orden. Besonders intolerant sind noch die Gesetze in Sachsen, Braunschweig, Sachsen-Altenburg und Mecklenburg. So wurde z. B. ein kath. Geistlicher erst unlängst in Sachsen mit 50 Mk. Strafe belegt „wegen unbefugter Ausübung von Pastoralenrechten“, weil er einen sterbenden Arbeiter die hl. Sakramente spendete! Aus Baiern war ein gemischtes Ehepaar, das dort einen rechtsgiltigen Vertrag auf katholische Kindererziehung abgeschlossen hatte, nach Leipzig übersiedelt und wurde dort gezwungen, gegen den übereinstimmenden elterlichen Willen ihre zwei Kinder in die evangelische Gemeindeschule zu schicken, statt sie in die römisch-katholische Schule senden zu dürfen. In Wilsdruff in Sachsen ist ein katholischer Schloßkaplan, dessen hl. Messe darf aber niemand anwohnen, der nicht die Erlaubnis des sächsischen protestantischen Kultusministers hat; gleich ist die Polizei hinterher und schaut nach, wie z. B. am 4. Nov. 1904, als eine katholische Dame aus Meisse zu Besuch in Wilsdruff weilte und das schreckliche Verbrechen beging, einer Allerseelenmesse anzuwohnen. Ähnlich war es in Wechselburg. Von Mecklenburg wollen wir hier gar nicht erst reden. Ist das nicht eine krasse Intoleranz gegen Katholiken? Wenn auch schon bei seiner Einführung im 16. Jahrh. dem Protestantismus die Toleranz noch so unbekannt war wie damals der Blitzableiter und das Dampfschiff, so hätte die historische Entwicklung der Duldsamkeit seit dem Augsburger Religionsfrieden in Deutschland und speziell in Sachsen etc. denn doch etwas mehr Fortschritte machen können.

Doch da könnte uns ein alldeutscher Pastor oder abgefallener Lilienwolf- oder Eisenkolb-Anhänger einwenden: Ihr Katholiken seid in eurer Glaubenslehre intolerant und verdient darum keine Religionsfreiheit in überwiegend protestantischen Ländern, Ihr habt den Satz: „außerhalb der Kirche kein Heil!“ — Nur gemacht! Schon eingangs haben wir erwähnt, daß jede Konfession, jede Religion notwendig sich für die allein wahre halten muß, da nur eine Religion, nur eine Kirche von Gott selbst gestiftet worden ist, und zwar, wie durch die Merkmale und Geschichte der katholischen Kirche bewiesen ist,

in Berlin hatte im Jahre 1903 einen Uberschuß von 72.000 Mark und zählt 82.000 Abonnenten; das Hamburger Echo 40.000, die „Leipz. Volksztg.“ 36.000, die wöchentliche Unterhaltungsbeilage „Die Neue Welt“ 283.000 Abonnenten und die gesamte sozialdemokratische Parteipresse weist über 600.000 Abonnenten auf und die soziald. Gewerkschaftspresse hat eine Auflage von über 1 Million.

Und wie sieht's demgegenüber im katholischen Lager aus? Für rein humanitäre Veranstaltungen hat man ja allenfalls noch Geld, für Werke christlicher Wohlthätigkeit, die um Gotteswillen Almosen gibt, für Zwecke christlicher Organisation, für Wahlen im christlichen Sinne, für eine christliche Presse, für dringend nötige katholische Kirchenbauten, für die Förderung des kath. Schulwesens, für katholische Vereine, für den Peterspfennig und für die Missionen haben Millionen von Katholiken weder einen Heller noch Zeit noch Opfer Sinn mehr übrig. Und doch sollte in den ernstesten Zeiten des von allen Seiten losbrechenden Kampfes und Sturmes gegen das Christentum und die christliche Staats- und Gesellschaftsordnung, in den gegenwärtigen sozialen und politischen Kriegzeiten unter den Katholiken die Parole gelten: „Der Letzte Mann und der Letzte Groschen!“

In den großen Kriegen der Vergangenheit da steuerten die Völker und Stände große Summen zusammen und sparten sich vom Munde ab, um ihren ehren- und verdienstvollen Anteil am Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, aber auch am herrlichen Siege zu haben. Gott hat unser Vaterland seit Jahrzehnten vor der Kriegsgeißel bewahrt. Ein umso heftigerer Religionskrieg, angefaßt von den Feinden Oesterreichs, will sich mitten im Frieden erheben. Alle Mächte des Bösen scheinen sich zu verbinden, um auf allen Vinten, auf dem Gebiete des Glaubens, der Schule, der Ehe, der Presse, der Politik, der Literatur und Kunst, des Vereinswesens usw. die christliche Weltanschauung zu bekämpfen und zu verdrängen.

Da gilt es auch für alle Katholiken, eine außerordentliche Kriegsteuer sich aufzuerlegen, geistige und leibliche Almosen zu spenden, jeder nach seinen Kräften und seinem Können, aber alle vom gleichen Opfermute beseelt. Dann können wir Katholiken Oesterreichs beruhigt den kommenden ernstesten Zeiten entgegensehen, dann wird wie auf die harte, opfervolle Fastenzeit das Osterfest, so auf unsere schweren religiösen, sozialen und politischen Kämpfe der Sieg der christlichen Grundsätze im öffentlichen und privaten Leben folgen.

die katholische. Wer überzeugter Katholik ist, und in ehrlichem Streben und Forschen immer mehr von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugt ist, muß mit logischer Notwendigkeit ein entgegengesetztes Glaubensbekenntnis für einen Irrtum halten. Umgekehrt wird ein überzeugter Israelit oder Protestant den Katholizismus für einen Irrtum ansehen. Darin liegt aber an sich kein Vorwurf. Wenn wir Katholiken darum den Irrtum anderer Glaubensbekenntnisse abweisen und in dogmatischer Hinsicht, wie es auch jede andere Konfession sein muß, intolerant sind, so sind wir doch gegen die Person des Irrenden tolerant, indem wir seine von der unseren abweichende, vielleicht auf Erziehung und von Jugend auf ihm gegen uns Katholiken beigebrachten Vorurteilen beruhende Ueberzeugung achten, er hat das mit Gott und seinem Gewissen auszumachen. Jede religiöse Ueberzeugung kann eben immer nur eine Wahrheit voraussetzen: von zwei entgegengesetzten religiösen Meinungen kann nur eine wahr sein, beide können vor dem Verstande nicht als gleichwahr und gleichberechtigt gelten. Die dogmatische Intoleranz wird und muß es also bei allen Konfessionen geben. Dagegen ist die politische Toleranz, die Duldung der freien Betätigung anderer Religionsgesellschaften möglich, und darauf bezieht sich der schon zweimal im deutschen Reichstag, aber nicht vom Bundesrat angenommene erwähnte Toleranzantrag des Zentrums.

In dogmatischer Hinsicht nun ist auch der Protestantismus, soweit es sich nicht um glaubenslose, sogar die Gottheit Christi leugnende Pastoren handelt, starr intolerant, was wir ihm gar nicht verübeln; wir wollen dies noch kurz beweisen, weil manche Pastoren und Abfallblätter ähnlich wie die gefinnungslose liberale Presse oft mit der Behauptung flunkern, nur unsere katholische „ultramontane“ Lehre sei intolerant, Judentum und Protestantismus aber duldsam. Sehen wir uns da die ämtlichen verpflichtenden protestantischen Bekenntnisschriften an. Da heißt es z. B. im neunten Artikel der Apologie zur Augsburger Konfession, worin zunächst von den Wiedertäufern die Rede ist:

„Weil das Evangelium rein und mit allem Fleiß bei uns gelehrt wird, so haben wir, durch Gottes Gnade, auch die Frucht davon, daß in unserer (Evangelische Augsburger Konfession) keine Wiedertäufer aufgestanden sind, weil das Volk durch Gottes Wort gegen die gottlose und aufrührerische Rote jener Bösewichter verwahrt ist. Und wie wir gar viele andere Irrtümer der Wiedertäufer verdammen, so vornehmlich den, daß sie vorgeben, die Kindertaufe sei unnütz. Denn es ist außer allem Zweifel, daß die Verheißung der Seligkeit auch den Kleinen angehört. Sie (die Verheißung der Seligkeit) gilt aber nicht jenen, welche außerhalb der Kirche Christi sind, wo man weder das Wort, noch die Sakramente findet, weil das Reich Christi nur mit dem Wort und den Sakramenten besteht.“

Klingt aus dieser von protestantischen Pastoren und Theologieprofessoren unter Eid anzunehmenden Formel nicht deutlich, daß es

außerhalb der evangelischen Kirche Augsburger Konfession keine Seligkeit, sondern Verdammnis gibt? Nun müssen aber außer obiger Apologie und den vier Hauptbekenntnisformeln in den meisten evangelischen Gemeinden von den Pastoren unter Eid als Norm des Glaubens auch die Schmalkaldischen Artikel und der große und kleine Katechismus Luthers feierlich angenommen werden. Und was steht dort? Dort heißt es z. B.:

„So wenig wir den Teufel selbst für einen Herrn oder Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel, den Papst oder Endechrist, in seinem Regiment zum Haupt und Herrn leiden. Denn Lügen und Mord, Leib und Seele zu verderben ewiglich, das ist sein päpstliches Regiment eigentlich.“ (Schmalkaldische Artikel.) Ebendort heißt es zu Schluß: „Man solle zum Papst nicht sagen: Ihr seid mein gnädiger Herr, sondern: Straf Dich Gott, Satan!“ Und in Luthers großem Katechismus heißt eine Stelle: „Das Haupt und der Schutzherr aller Diebe ist der Papst in Rom.“

Das alles müssen protestantische Pastoren eidlich als ihre Glaubenssätze annehmen und dies zu lehren sich verpflichten!! Es ist das stark, aber wir wollen trotzdem den Protestanten volle Religionsfreiheit gönnen. Nur verlangen wir Katholiken auch für uns Toleranz und halten obige Stellen den Abgefallenen und ihren Pastoren vor mit der Frage: Könnt Ihr Protestanten da Eure Lehre noch prahlerisch als tolerant hinstellen?

Streiflichter.

Alkoholismus und Arbeiterfrage.

Einer der größten Feinde der Menschheit und insbesondere der Arbeiterwelt ist der Alkohol, der Verföhrer zur Trunksucht. Um wieviel besser könnte es mit tausenden Familien stehen, wenn der Alkoholismus nicht in ihnen eingekohrt wäre.

Die Trinkgewohnheit des armen Mannes jeden Landes hat zu seiner politischen und materiellen Abhängigkeit, gedrückten Lage und seinem häuslichen Elend erheblich beigetragen. Durch Jahrhunderte hindurch ist die Kneipe das Wohnzimmer des Armenhauses, eine Stufe der Treppe zum Hospital, das Rendezvous der Spieler und der Vorhof des Gefängnisses, aber auch die Vorbereitungsschule für die Hölle gewesen. In England werden zwei Drittel der Ausgaben für alkoholische Getränke von der Arbeiterbevölkerung bezahlt. Im Jahre 1901 betrug die Erhöhung der Arbeitslöhne in England 400 Millionen Mark während die Arbeitszeit um 11 Millionen Stunden verringert worden war. Dafür wurden aber im selben 600 bis 1000 Millionen Mark für Alkohol und Wetten mehr vergeudet.

Wenn in einem Falle Armut zur Trunksucht führt, sagt ein englischer Arbeiterführer, so führt in neun Fällen Trunk zur Armut. Nüchternheit ist das Bindemittel, Trunk das Scheidemittel der Familie und ihres Glückes. Darum ist zu befürworten ein frühes Schließen der Lokale mit Alkoholausschank alltags, ein ganzliches Schließen am Sonntag, ein Recht seitens der Gemeinde, die Kon-

zession zu verweigern. Ferner als ein Ablenkungspunkt von den Kneipen bessere und größere Wohnungen, besonders in Vororten großer Städte und auf dem Lande, und dazu eine gute Verkehrsmöglichkeit. Insofern als sie den Arbeiter schnell in ein besseres gelegenes Heim führen, sind elektrische und andere Bahnen ein Feind des Alkohols.

Der größte Feind des Alkoholismus, der Trunksucht, ist die christliche Religion, welche nicht nur stets zur Mäßigkeit mahnt, sondern auch die gänzliche Enthalttsamkeit als möglich und vor Gott höchst verdienstlich uns in den schönsten Vorbildern der Heiligen und frommen Seelen verführt, Kraft und Gnadenmittel bietet, selbst veraltete Trinkgewohnheiten zu überwinden und die Gelegenheiten zu meiden. Darum hat auch der Mäßigkeitsapostel P. Mathiew mit Hilfe der Religion weit größere Erfolge erzielt, als hunderte von Mäßigkeitsvereinen, in denen man die Religion im großen Kampfe gegen den Alkoholismus entbehren zu können glaubt.

Eine Judastat.

Seit Juda in Oesterreich herrscht, sind auch die Judasse unter den Katholiken immer häufiger geworden. Die Los von Rom-Bewegung ist ja nur eine große Judastat an der katholischen Kirche, die Oesterreich groß und mächtig gemacht. In die Fußstapfen des Judas Ischariot sind am 22. Feber auch 47 „deutsche“ Hochschüler in Wien getreten, indem sie vom Katholizismus zum Protestantismus abfielen. Der Uebertritt sollte eine Demonstration gegen den jetzigen Rektor der Wiener Universität Prälaten Dr. Franz Schindler sein, dessen ganz korrekte Haltung zu den bekannten blutigen Vorfällen in Innsbruck von den alldeutschen und jüdischen Hezern als deutschfeindlich ausgeschrien wird. Die Abfallkandidaten führen demonstrativ vor der protest. Kirche in Mödling auf. Erst vor der Ablegung des lutherischen Glaubensbekenntnisses setzten ihnen der protestantische Pfarrer Dr. Beck die lutherische Lehre auseinander. Bisher dürsten die neuen Jünger Luthers von des Wittenbergers Lehre wenig mehr als sein Lieblingsprüchlein von Wein und Weibern gekannt haben. Unterricht in der protest. Lehre braucht's übrigens keinen, denn jeder kann ja glauben, was er will, und zudem glauben die meisten Pastoren selber nicht mehr, was sie den Gläubigen predigen. — Traurig ist es nur, daß die Judasgefinnung unter den deutschen Hochschülern, den künftigen Beamten so einreißt, ohne daß sich die Leiter des Staates dagegen Rat wissen. Unser Herrgott wird freilich die unreifen Bürschchen, die mit dem Heiligsten so gottvergessen freveln, ebenso zu packen wissen, wie einst Judas, „den Sohn des Verderbens“, wie die Schrift ihn nennt, dessen Ende schrecklich war.

Gedankensplitter.

Es kümmert um alles sich die Welt,
Selbst darum, wie dein Schatten fällt.

Was Gott will erquicken,
Das wird kein Mensch erdrücken.

„Unsere Komteß!“

Original-Novelle von Louise Stratil-Jung.
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Langsam irrten ihre Blicke durch das Zimmer, als suchten sie eine Erlösung. Die blonden reichen Haare klebten feucht an den Schläfen, — die Augen unnatürlich groß, leuchtend — fiebergliühend. Im Kamin knisterte lustig, so aufdringlich lustig das Feuer, Valerie sah die Flammen mächtig auflodern . . . Immer aufgeregter starrte sie in die lockende Glut . . . Und wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, lief sie hin und warf den Brief mitten in die Flammen. Sie erfakten ihn und beleckten ihn mit ihren versengenden Küssen . . . Niemals sah die Komteß in die Glut — ihre kleine weiße Hand griff hinein . . . „Entreißen!“ . . . Da glaubte sie ein seltsames Röcheln zu hören, wie von einem Kobold.

„Es ist vollbracht, du törrichtes Menschenkind! Weißt du, was du getan? Einem heimatlosen Wesen, das nicht so wie du in Liebe und Reichtum gebettet ist, hast du den Weg zum Glück versperrt! Aber wir wollen seine Rächer sein, wir werden dich verfolgen im Wachen und Träumen, bis du gesühnt!“

Das Zimmer drehte sich mit ihr im tollen Kreisel, rotgoldene Flammen tanzten und gaukelten einen wilden Reigen — dann brach sie mit einem schrillen Auf-lachen zusammen.

Dort fand man sie nach Stunden, glühend, wilde Worte sprechend, lachend und weinend. Der Arzt kam. Es stehe schlecht mit ihr, sehr schlecht, meinte er. Man wollte nicht daran glauben. Wie war die junge Komteß krank. Wie erschrecken die besorgten Eltern, als sie immer und immer wieder einen Namen hörten, bald von Zärtlichkeit, bald von wilder Leidenschaft erfüllt . . . Sie übernahmen im Vereine mit der alten Amme selbst die Pflege, niemand sollte es ahnen . . . Der getreue Hausarzt, der einst Valerie auf den Knien geschaukelt, schüttelte ob dieser wunderlichen Delirien den Kopf.

„Das Kind!“ Er dachte nach. „Ja, sie ist nun siebzehn. Wie doch die Zeit vergeht! Nun wir werden es bezwingen, das Fieber, so Gott will, wird aber auch der Wahn — diese unselige Leidenschaft bezwungen sein?“ Im Schlosse gingen sie auf leisen Sohlen umher, mit ängstlich verstörten Gesichtern frug man sich: „Wie geht es unserem Komteßchen? Gott helfe ihr!“ Es war ein Kampf auf Leben und Tod — doch die Kraft der Jugend siegte. Immer seltener wurden die lauten Fieberträume — und es kam die Stunde, wo sie frei und groß die Augen auf-

schlug . . . Aber es waren ernste, traurige Augen. — Man verwöhnte sie, Kostbarkeiten und Beckereien wurden der jungen Melonbaleszantin gebracht, und mit Blumen wurde sie ordentlich überschüttet . . .

„Was sprach ich im Fieber?“ frug sie eines Tages matt. „Was?“ entgegnete die Gräfin. „D allerlei; von Minna und Trude, einer Puppe, von Blumen — auch von Flammen. Wir wunderten uns sehr darüber; aber es ist vielleicht auch dadurch zu erklären, weil wir dich beim Ofen fanden, mein armer Diebling! Es war eine böse Zeit — voll Schmerz und Leid für Deine Eltern! Und sieh nur hinaus, Kind, der Frühling ist unterdessen ins Land gekommen!“

Valerie sah sanft lächelnd zum Fenster hinaus: Junges Grün rieselte über Baum und Strauch und die Vöglein zwitscherten in die laue Venzelslust ihre Daseinsfreude hinein.

„Und sonst sprach ich nichts, Mutter?“ kam es über ihre blassen Lippen.

„N ein, Kind, denke nicht mehr daran. Und wenn Du kräftiger geworden bist, sollst Du reisen mit Papa. Die Welt ist so schön, mein Diebling! Da werden wieder die Rosen aufblühen, auf den schmalen, blassen Wängelchen!“ Sie küßte sie unter Tränen. Tiefes Mitleid überkam sie für ihr Kind, das vielleicht noch immer an einer unsinnigen, heimlichen Liebe krankte, und mit Bohn gedachte sie desjenigen, der diese Leiden über sie alle brachte.

„Ob man ihn wohl nicht entlassen könnte,“ frug sie schwüchtern den Grafen. Aber hier traf eine Charaktereigenschaft des Vaters mit der Tochter zusammen; er hielt mit einer Zähigkeit, die fast an Eigensinn grenzte, an seinen Willen, an einer vorgefaßten Meinung fest.

Er sah sie streng an. „Entlassen? — Du meinst fortjagen? Niemals! Verstehst Du, Claire, niemals! Er kann höchstens gehen, wenn er mich selbst einmal darum bittet. Lassen ist ein Ehrenmann — ich vertraue ihm!“

Die Gräfin wagte nicht mehr zu bitten, auch wurde sie äußerlich nicht kühler gegen den Oberverwalter, aber im Herzen kochte der ohnmächtige Zorn. Mit Geschick wußte sie eine Zusammenkunft zu bereiten, seine Nachfragen um Valerians Ergehen wurden flüchtig berichtet, seine sinnigen Blumengrüße gelangten niemals in die Hände der jungen Melonbaleszantin.

Es wurden Anstalten zur Abreise getroffen.

Baron Zell und Graf Altstädt standen mit Atesenbouquets beim Wagenschlag, die Dienerschaft weinte und wünschte glück-

liche Heimkunft. Lassen kam noch im letzten Momente auf seinem Pferde daher-gejagt, schon von weitem den Hut schwenkend und vom raschen Trabe gerötet. Die Komteß sah ihn unverwandt an; doch als er sie ansprach, senkte sie die Lider. „Glückliche Heimkunft!“ wünschte auch er und diese einfachen Worte zitterten lange in ihrer Seele nach . . .

Ihr Reiseziel war die sonnige Riviera — dort an den herrlichen Gestaden sollte ein müder Leib und ein krankes Herz gesunden. —

Die Wangen wurden auch wieder röter und voller, — Valerie war viel zu sehr Naturkind, um nicht den zauberischen Reiz der Umgebung voll und ganz auf sich wirken zu lassen. Das Rauschen der Wellen, dem sie am Abend so gerne lauschte, machte sie träumerisch, — aber es war nicht mehr jenes apathische Träumen — vielmehr ein andachtsvolles Versenken in das geheimnisvolle Walten der Natur. —

Der Vater beobachtete jede Seelenregung seines Kindes; — oft schenkte sie ihm um ein Jahr älter an Gestalt und Gedanken . . . Doch er war glücklich über Valerians neuen Lebensmut und das andere, nun, das würde sich schon finden. Jedes Opfer wollte er bringen — für ihr Glück! Er war nicht ganz frei von einer gewissen Abneigung gegen eine Mesalliance. Seine Familie war durchweg vollblutaristokratisch. Der Gutsherr von Eibenhorst hatte keinen Sohn und für Valerie seine Erstgeborene und Erbin des Stammgutes, dünkte ihm sogar keine Fürstenkrone zu hoch. Es war darum kein leichter Kampf für ihn, sich den Entschluß abzurufen, seine Tochter einem bürgerlichen Manne zum Weibe zu geben, wenn sie durchaus ihr Glück darin sah. . . Aber seine Bally sollte glücklich sein!

Die junge, etwas schwermütige Komteß blieb nicht unbemerkt! aber sie nahm jede Huldigung kühl entgegen. Der Graf neckte sie oft damit: „Willst Du nicht eine Gräfin Mabel werden, oder gar eine Herzogin Ostor?“ — „Ach, mein Vater,“ entgegnete sie dann lächelnd, „ich bleibe auf unserem Eibenhorst die Komteß — „unsere Komteß“ wie sie mich alle nennen. Und ich will trachten, diesen Namen zu verdienen . . .“ Der Graf schloß sie warm in seine Arme und sagte nichts, als: „Mein Kind!“

Die Rückfahrt wurde in langsamen Partien über die Berge gemacht und als man auf Eibenhorst Erntefest hielt, kamen sie heim. Das war ein Jubel, als daß Komteßchen so frisch und munter heimkehrte! Für jeden hatte es etwas mitgebracht, gar sorgsam nach Art und Alter

der Empfänger gewählt. Der Schaffer Zirmer besetzte gerührt den Edelweißstrauß auf seinem Hute und stolz klirrte der Rutscher Stefan mit seiner neuen Uhrkette, die ihm „unser Komteßchen“ eigenhändig überreichte. Diesel und Andel konnten nicht oft genug die schönen Kleiderstoffe bewundern, und die Frau Oberförster erkannte in dem herrlichen Fächer den guten Geschmack der Geberin. Den Rentmeistermädchen überreichte sie feine Mosaikbrochen — und der gerade danebenstehende Oberverwalter frug lustig: „Und was bekomme ich, Komteß? Wenn Sie wüßten, wie treu ich die Mirza“ — das war Valerians Vieblingssperd — „pflegte und ihr alle süßen Rosenamen zukommen ließ, die sie von ihrer geliebten Herrin gewohnt war!“ — Valerie griff mit der Hand nach dem Herzen. „Ich habe Ihrer nicht vergessen, Herr Oberverwalter,“ kam es wie ein Hauch von ihren Lippen. Und mit zitternder Hand reichte sie ihm das letzte Edelweiß hin . . .

Bewundernd musterte sein Blick die herrliche Gestalt. Valerie wurde blutrot, der Oberverwalter aber sehr verlegen . . .

Von dieser Zeit trafen sie sich täglich — Valerie hatte soviel zu erzählen und Dassen hörte geduldig zu. Ein Absondern der Beiden, so wie es die Gräfin im Sinne hatte, war auf diesem Gute, wo man so frei und leicht verkehrte, eigentlich unmöglich. Der Oberverwalter war auch viel zu sehr Familienmitglied geworden, und Valerie hatte einen „Eibenhorstkopf“. Aber im Geheimen beobachtete sie Dassen scharf, und sie mußte sich gestehen, daß seine Haltung stets tadellos war.

Vater und Tochter, die sich während der gemeinsamen Reise noch inniger zusammengefunden, waren nun unzertrennlich. In den Mußestunden war er nicht mit seinem Oberverwalter allein — Valerie gesellte sich als dritte im Bunde zu ihnen und der Graf ließ es willig zu. Fast andächtig, die Hände im Schoß gefaltet, lauschte sie den ernstesten Gesprächen, ließ sich belehren und ging mit Interesse auf alle ihre Ideen ein.

„Die kleine Gelehrte auf Eibenhorst,“ nannte sie der Adel der Umgebung, doch mit Genugtuung erkannte der Graf, daß es nicht des Oberverwalters vornehme Erscheinung allein sei, die sein Kind fesselte. Nein, auch ein innerer heißer Drang nach edler Verbollkommnung!

Und wie leuchteten nicht ihre Augen, wenn es galt Werke der Nächstenliebe zu bezeugen! Sie brannte ja förmlich darnach, jedem Unglücke auf die Spur zu kommen, um zu helfen.

Die Gräfin schlug die Hände zusammen; diese Tochter war so ganz anders als sie sich dachte. „Man muß die Kinder nehmen wie sie sind, liebe Claire, entgegnete ihr die Schwester einst auf ihre Klagen. „Die Zwillinge scheinen gefügiger zu werden, — sie werden Dir Freude machen. Diese Valerie ist ein echter Eibenhorstkopf. Laß sie doch ihre Wege ziehen!“ — — —

Eine Meile von Eibenhorst bewohnte ein altes, adeliges Fräulein ihr halbverfallenes Schloßchen, das aus dem großen, schönen Parke wie eine Ruine hervorragte. Der Adel der Umgebung ließ sie einfach fallen und nannte sie ihrer Absonderlichkeit wegen kurzweg nur das „alte Original“. Das „alte Original“ aber, das sich nur schlichtweg Fräulein Menlis schrieb, war für die junge Komteß ein starker Magnet. „Natürlich,“ sagte man sich lachend, „gleich und gleich findet sich.“ — Und im Geiste sah die Gräfin das „alte Original“ in ihrer Tochter weiterleben, sah die Erbin von Eibenhorst in der schwarzen Haube mit den breiten Flügeln umherirren — von allen gemieden. „Schrecklich!“

Das „alte Original“ lebte wirklich einsam. Sie war alt, arm — etwaige Gäste hätten schnell genug den Rücken gekehrt. Darum zog sie sich von der Welt zurück und lebte mit einer treuen Dienerin für sich. Der Angerhof, der ebenfalls ihr Eigentum war, glich so ziemlich ihrem „Schloßchen“. Es hätte viel Geld erfordert, dort alles zu ordnen! Und wer sollte ihr wohl Geld geben?! Alles, was sie einst besessen gab sie ihren Geschwistern hin, wenn diese in Not kamen. So blieb ihr nur noch der Angerhof und das „Schloßchen“ und die kargen Einkünfte des ersteren deckten ihren einfachen Haushalt. Der großartig angelegte Park um das „Schloßchen“ sah wohl schon jahrelang keinen Gärtner, er wurde schon ganz zum Wildpark. Man riet ihr zum Verkaufe desselben; — es würde Geld bringen. „Ne!“ schrie sie auf und lief durch die Reihen der alten Bäume in ihrer schwarzen Haube, um welche die alten Flügel gespenstisch umherflatterten.

Da trat Valerie in ihr einsames Leben. Stundenlang stand die Alte beim Fenster und starrte durch die halbblinden Buzenscheiben auf die Straße. Und wenn dann auf dem Apfelschimmel ihr Viebling in Sicht kam, lief sie in fast jugendlicher Eile dem „Sonnenstrahl“ entgegen.

Das „alte Original“ entrollte vor der lauschenden jungen Komteß seltene Gaben des Geistes und einen unermesslichen Schatz an Herzensgüte. Hohe, edle Gedanken

entströmten den wellen Lippen — „nur fehle ihr zur Ausführung derselben das — Geld und man werde alt und energie-los in der Einsamkeit,“ schloß sie dann immer resigniert. „Doch Du, mein Sonnenstrahl, Du —“ Mit brennenden Augen hörte die Komteß zu. „O ich will gut sein, Tante Mentis, gut werden! Ich muß sühnen — sühnen“ flüsterte sie düster. — „Du?“ Die alten Augen sahen sie ungläubig an — „Ja! Hätte ich doch die Kraft, voll und ganz zu sühnen, Tante Mentis, — aber ich — ich kann nicht!“ — Ein Schluchzen schüttelte die junge Gestalt.

Das „Original“ frug nicht, was es sei. Beide strich sie mit der Hand besänftigend über den blonden Scheitel und von dieser Stunde schien ihr der Sonnenstrahl ein Engel. „Was könnte die süße Unschuld verbrochen haben? Da lieber Gott!“

Der Oberverwalter begleitete sie oft oder holte sie, vom Felde kommend, heim. Da sprachen sie alle Pläne reiflich durch — und so kam es, daß die Komteß die erste Kleinkinderschule auf Eibenhorst gründete. Der Graf gab gerührt seine Zustimmung, der Oberverwalter ging ihr mit Eifer zur Hand. Die Kinder blieben vom frühen Morgen bis zum späten Abend unter Obhut, — die Eltern konnten beruhigt ihrer Pflicht nachgehen — und alle segneten die wohlthätige Einrichtung.

Doch als sich die Komteß zur Pflicht machte, jede arme Wöchnerin im Revier herum aufzusuchen, — sie mit guter Kost zu versorgen und wenn nötig ihr eine Dienerin für eine Zeit zur Hand zu geben, — da ließ man sie auch „fallen.“

„Man“ war ja gewiß wohlthätig, aber solche Absonderlichkeiten waren doch etwas „stark.“ Graf Altstadt und Baron Zell, holten sich schöne, elegante Frauen auf ihre Güter, diese „eigentümliche“ Komteß auf Eibenhorst „zählte“ man nicht mehr.

Im Winter des letzten Jahres traf sie ein schwerer Schlag. Ihre alte „Freundin, das „alte Original“ starb nach kurzer Krankheit. Ihr Testament war kurz und bündig: „Alles was man vorfindet gehört meinem Sonnenstrahl, der Komteß Valerie auf Eibenhorst. Möge sie darüber wie über meine alte Susanne nach ihrem Gutdünken verfügen!“

Die Komteß ließ nach etwaigen Verwandten forschen, — doch da sich niemand meldete, trat sie auf Anraten des Oberverwalters die Erbschaft an. Das „Schloßchen“ wurde nur teilweise, soweit es die Pietät für die verstorbene Freundin erheischte, restauriert — doch der Angerhof erstand zu neuem Glanze. Mit scharfem,

fachmännischen Blick erkannte Laffen sofort, wie da zu helfen wäre! Und als er der Komtes vorrechnete, welchen Betrag sie in einem Mitteljahre hereinbekommen könnte, errötete sie vor Vergnügen. Sie war ja in ihren Bedürfnissen so einfach, aber es machte sie immer befangen, wenn sie mit ihrem Monatsgeld nicht reichte.

So wurde sie Herrin und Verwalterin zugleich auf dem Angerhof! Laffen gab ihr einen verständigen Schaffer hin und die alte Susanne führte dort als wohlbestellte Kastellanin ein beschauliches Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1. bis 15. März.

1. Mittwoch. Albin, Bisch. († 549); Suidbert, Bisch. († 713); Eudoxia, Mart. († 114). Sonnenaufg. um 6 U. 47 M. -Unterg. um 5 U. 39 M. Tagesl. 10 St. 52 M. 2. Donnerstag. Simplicius, Papst († 483); sel. Agnes v. Böhmen, Prinzessin († 1282). — 3. Freitag. Kunigunde, Kaiserin († 1039). — 4. Samstag. Kasimir, Prinz († 1483); Lucius, Papst u. Mart. († 253).

5. Sonntag. (Quinquagesima) Friedrich, Abt († 1175); Toleta, Aebtissin († 1417). — Evangelium (Luk. 18, 31—43): Jesus heilt auf der Reise zum OSTERFESTE einen Blinden und spricht von den seiner harrenden Leiden, seinem Tode und seiner Auferstehung. — 6. Montag. Fridolin, Abt († 540); Thietmar, Bisch. († 206); Chrodegang, Bisch. (766). ☾ Neumond um 6 U. 7 M. abds. — 7. Dienstag. Thomas v. Aquin, Kirchenlehrer († 1274); Felizitas u. Perpetua, Mart. († 231) — 8. Aschermittwoch. (Stienger Fasttag. — In Böhmen und vielen anderen Diözesen Oesterreichs Beginn der österlichen Zeit.) Johann v. Gott, Ordensstifter († 1540). — Donnerstag. Franziska v. Rom, Witwe (1440); Gregor v. Nyssa, Kirchenlehrer († 400) — 10. Freitag. 40 hl. Martyrer († 320); Attalas, Abt († 636). — 11. Samstag. Gumbert, Mönch († 780). Sonnenaufg. um 6 U. 26 M., -Unterg. um 5 U. 56 M. Tagesl. 11 St. 30 M.

12. Erster Fasten-Sonntag. Gregor d. Gr., Papst u. Kirchenlehrer († 604.) Evangelium (Matth. 4, 1—11): Jesus fastet 40 Tage, weist dann die Versuchungen des Teufels zurück und wird von den Engeln bedient.

13. Montag. Euphrasia, Jgf. († 40); Rosina, Jgf. — 14. Dienstag. Mathilde, Königin († 968); Gutyhes, Mart. (741). ☽ Erstes Viertel um 9 U. 57 M. mgs. — 15. Mittwoch. (Quatember-Faste.) Longin, Mart. († 61); Leokritia, Jgf. u. Mart. († 85); Zacharias, Papst († 752); sel. Klemens Maria Hofbauer († 1820).

10. März.

Die vierzig hl. Martyrer. († 320.)

Ein glorreiches Beispiel christlichen Heldentums und ein herrlicher Beweis, daß man in jedem Stande heilig werden kann, sind die vierzig heiligen Ritter von Sebaste in Armenien, die im Morgen- und Abendlande gleich hoch verehrt werden. Der hl. Kirchenlehrer Basilius, der zu jener Zeit lebte, schildert uns die Leidensgeschichte dieser ruhmreichen Helden. Um das Jahr 320 stand

die berühmte 12. Legion des römischen Heeres, die „blitzende Legion“ genannt, zu Sebaste in Armenien. Kaiser Licinius, der Mitregent Kaiser Konstantin d. Gr., verfolgte trotz des Ediktes von Mailand, welches den Christen freie Religionsübung zusicherte, im Oriente die Christen aufs grausamste, um die Gunst der Heiden zu gewinnen. Er befahl nun auch den Truppen in Armenien, den Gözen zu opfern. Als das Opfer beginnen sollte, traten vierzig junge, tapfere Offiziere aus der Schar hervor und erklärten ihrem Kommandanten: „Wir sind Soldaten des Kaisers und haben ihm bis zur Stunde mit Herz und Hand treu gedient, wir sind auch Diener Christi und wollen diesem Herrn und König treu bleiben, keine Macht der Erde wird unsere Treue erschüttern.“ Der Kommandant suchte erst durch Schmeicheleien, dann durch Drohungen die mutigen Befenner Christi umzustimmen, indem er ihre Tapferkeit rühmte, ihnen höheren Sold, Ehrenstellen oder aber Peinen und grausamen Tod in Aussicht stellte. Allein sie wiesen das Ansuchen, den Gözen zu opfern, standhaft zurück und erklärten, sie wollten nichts als ein Geld, das ewig währe, eine Ehre, die ewig blühe, Wonnen, welche alle irdische Herrlichkeit unendlich übertreffen, und fürchteten nichts, als die Peinen der Hölle.

Die Heldenmütigen wurden nun mit Geißeln zerfleischt, mit Ketten beladen und ins Gefängnis geworfen, wo ihnen einige Tage Bedenkzeit gelassen wurde. Diese benutzten sie zu inbrünstigem Gebete und gegenseitiger Ermunterung. Als nun der Kommandant sah, daß alle Mittel, die vierzig von ihrem Glauben abtrünnig zu machen, vergebens waren, verurteilte er sie zum schrecklichen Tode des Erfrierens.

Er ließ sie, ihrer Kleider beraubt, unter freiem Himmel und bei strengster Winterkälte auf einem zugefrorenen Teiche aussetzen, während im nahen Badehause für etwaige Abtrünnige ein warmes Bad bereit gehalten wurde. Die vierzig eiserten sich gegenseitig zur Standhaftigkeit an und beteten: „Vierzig haben wir den Kampfplatz betreten; laß, o Herr, uns vierzig auch gekrönt werden, denn diese Zahl ist heilig durch dein vierzigtägliches Fasten, durch das Fasten des Elias und des Moses.“ Ihre Bitte fand Erhörung. Als die nächtliche Kälte immer mehr zunahm und die entblößten Leiber durchschauerte, ward einer von den vierzig schwach und neigte sein Haupt vor dem Gözen und bat um das erwärmende Bad. Doch der jähe Wechsel brachte dem Abtrünnigen den sofortigen Tod. Groß war der Schmerz der standhaft gebliebenen Befenner, der aber bald in Freude verwandelt werden sollte. Der heidnische Soldat, der die Wache über die hl. Martyrer hielt, gerührt von der Standhaftigkeit der 39 und erschüttert durch den jähen Tod des Abtrünnigen, sowie durch eine himmlische Erscheinung und die göttliche Gnade erleuchtet, bekannte sich laut und offen zum Christentum, warf seine Kleider ab und gesellte sich den Martyrern bei. Als dies dem Kommandanten gemeldet wurde, ließ er den Befennern die

Beine zerschlagen und sie teils noch atmend, teils schon tot, auf Karren werfen und zu einem Scheiterhaufen führen, wo sie verbrannt wurden. Die greise Mutter des jüngsten dieser Martyrer, den man noch atmend auf dem Eise liegen gelassen hatte, ermunterte ihn, in seinem Siegeslaufe auszuharren bis ans Ende und schleppte ihn, besorgt um die Martyrerkrone ihres Sohnes, selbst auf den Karren, der ihn zum Scheiterhaufen brachte, wo er im Tode mit seinen Gefährten vereinigt wurde.

Die Asche und Ueberreste wurden zum Teil in den Fluß geworfen; doch wußten die Christen einen großen Teil der hl. Reliquien zu bergen. Wie hoch man dieselben in Ehren hielt, bezeugt der hl. Gregor von Nyssa, ein Zeitgenosse, welcher sagt: „Ihre Leiber sind zwar verbrannt, aber ihre Asche und Reliquien sind auf dem Erdrunde dergestalt verbreitet, daß beinahe jede Provinz davon etwas bekommen hat.“

Rechtsskunde.

Von den Gebühren.

Wiederkehrende Leistungen für eine bestimmte Zeitdauer unter zehn Jahren sind bei der Gebührenbemessung nach der Summe der Leistungen zu berechnen (z. B. 400 K jährl. Leistung, für 5 Jahre = 2000 K); wiederkehrende Leistungen für zehn oder mehr Jahre sind zehnfach, bei Leistungen auf Lebenszeit einer Person ebenfalls zehnfach, auf Lebensdauer zweier oder mehrerer Personen fünfzehnfach zu veranschlagen (also bei jährl. 400 K Leistung ist die Gebühr vom fünfzehnfachen, mithin von 6000 Kronen zu bemessen.) Bei Abtretung begünstigter bäuerlicher Liegenschaften an ein Kind, Stiefkind, Schwiegerkind u. des Eigentümers sind jedoch Vorbehalte zu gunsten des Uebergebenden und dessen Ehegattin oder für die Geschwister des Uebernehmers der Liegenschaft nur mit dem fünffachen Betrage zu veranschlagen. Dagegen sind wiederkehrende Leistungen auf ungewisse Zeit nur dreifach zu veranschlagen, während Leistungen auf immerwährende Zeiten zwanzigfach zu nehmen sind. Bei sog. Maximal- oder Wahlleistungen ist die Gebühr vom Höchstbetrage oder vom größeren Geldbetrage zu bemessen.

Bei schätzbaren und nicht schätzbaren Leistungen ist von den festen und Skala-gebühren nur jene zu entrichten, welche die höhere ist. So ist z. B. bei einem Vergleiche 1.) über die Anerkennung der Vaterschaft (feste Gebühr 1 K) und 2.) über eine Alimentationsleistung jährlicher 100 K auf unbestimmte Zeit (also von 300 K nach Skala II: 1 K 26 h) nur die höhere Gebühr von 1 K 26 h zu leisten; würde dagegen die Skala-gebühr weniger als 1 K betragen, so wäre nur die feste Gebühr von 1 K zu entrichten. Für die Prozentualgebühr kommen die nicht schätzbaren Leistungen gar nicht in Anschlag.

— Folgen des Tanzes. Aus einem Orte in Salzburg wird uns geschrieben: Wieviele jugendliche Personen gibt es, die da meinen, ohne Tanz könnten sie gar nicht existieren. Und doch ruiniert der Tanz so viele an Leib

und Seele und bringt oft soviel Unglück über einzelne wie ganze Familien. Gar manche Person holte sich vom Tanzplatz den Todeskeim. Ein trauriges Beispiel haben wir hier erlebt. Am 12. Feber hielt der hiesige Feuerwehrverein seinen jährlichen Ball. Eine Bauers-tochter, 16^{1/2} Jahre alt, durfte mit Erlaubnis des Vaters beim sog. „Kranzeltanz“ (d. s. die ersten Reigen) mithalten, mußte aber dann mit ihm nachhause gehen. Abends, als der eigentliche Tanz erst begann, erhielt sie keine Zusage mehr von den Eltern, sondern mußte auf ihr Geheiß schlafen gehen. Weil sie aber durchaus beim Tanz sein wollte, schlich sie sich heimlich aus dem Hause. Gegen 10 Uhr abends merkten die Eltern beim Nachsehen ihren Fortgang, schickten sofort jemand ins Tanzlokal, um ihr den sofortigen Heimgang zu befehlen. Auf Zureden der anderen einerseits und weil sie sich selbst vom Vergnügen nicht gern trennen wollte, blieb sie noch bis nach 1 Uhr früh. Der ^{1/2} stündige Heimweg war sehr schlecht infolge von Schneeverwehungen und des kalten Windes. Im Laufe des Tages klagte sie über Schmerzen an Brust und Seite, legte sich zu Bette und fühlte sich sehr schwach. Der am anderen Tage herbeigerufene Arzt konstatierte Bauchfellentzündung, konnte aber eine Gefahr für das Leben noch nicht finden. Da sie selbst vom Herbeiholen eines Priesters sprach, schickte man gegen Abend um einen solchen, ohne zu denken, daß der Tod so nahe sei. Der Priester konnte leider die Tochter nicht mehr lebend treffen. Der Schmerz der Eltern ist begreiflich! Möchte dieser Fall eine Warnung sein für sovielen tanzlustige Personen. Vom Tanz weg und bald in die Ewigkeit, ohne Priester, wäre kein erfreulicher Tod. Hoffen wir, daß der Herr ihr überaus gnädig war, da sie doch den Wunsch nach einem Priester öfters wiederholte.

Frage und Antwort.

Wer weiß zu leben? Wer zu leiden weiß.
Wer zu genießen? Der zu meiden weiß.
Wer ist der Reiche? Der sich beim Ertrag
Des eignen Fleißes zu bescheiden weiß.
Wer lenkt die Herzen? Der den herben Ernst
Stets in ein heitres Wort zu kleiden weiß.
Wer ist der Weise? Der das falsche Gold
Vom echten schnell zu unterscheiden weiß.

Die Antwort des Heiligen.

In einer Schenke saßen eines Nachmittags einige junge Leute und zechten. In ihren Reden waren sie nicht wählerisch und es kam ihnen auf eine Gotteslästerung mehr oder weniger nicht an. Unter andern sagte einer, daß er am Tage vorher durch einen Gewitterregen gezwungen war, in einer Kapelle Schutz zu suchen und dort hatte er vor der Moseus-Statue ein Briefchen gefunden und las nun dasselbe vor: „Heiliger Moseus, ich bitte dich, übergib diesen Brief dem lieben Jesu-Kindlein. Hilf mir beten, damit mein Bruder sein Leben doch bessere. Der Unglückliche trinkt, spielt und redet die schändlichsten Dinge. Meine gute Mutter weint sich noch blind und mein Bruder kann nach einem solchen Leben unmöglich in den Himmel kommen.“ — Robert, einer der lockern Gesellen, unterbrach den Leser laut lachend und

rief aus: „Nun weiß ich es, warum Paul seit vier Tagen sich nicht mehr in unserer Gesellschaft zeigt. Er ist ein Heiliger geworden und läßt sich am Gängelbände seiner bigotten Mutter und seines einfältigen Schwesterchens in den Himmel führen.“ Und nun kam aus dem Munde des Robert eine Flut von Spöttereien über Paul und dessen Mutter und Schwester. — Aber nun sagte der Leser beißenden Tones: „Ihr habt Recht. Nur ist der Brief durch Euere Schwester Hedwig geschrieben und Ihr selbst und niemand anders wird darin genannt. Ihre Worte gelten also Euerer Mutter und Euerer Schwester, überzeugt Euch selbst.“ — Damit überreichte er Robert den Brief, dessen Angesicht vor Zorn sich rötete; er ging sogleich weg, ohne seine Freunde zu grüßen. — Er mußte fort und ging in den in der Nähe liegenden Wald. Ummählich ließ der Sturm in seinem Herzen nach und er begann ruhig über die Sache nachzudenken. Als er den Brief seiner kleinen Schwester las, kamen ihm Tränen in die Augen. Wie er zur Kapelle kam, trat er hinein, warf sich vor der Statue des heiligen Moseus auf die Kniee und bat laut weinend: „Heiliger Moseus, bitte für mich.“ — Da fühlte er auf einmal, daß jemand ihn sanft berührt. Er blickt sich um und sieht seine Schwester Hedwig vor sich. „Ich wußte es wohl,“ sagte sie zu ihm mit vor Freude strahlenden Augen, „ich wußte es wohl, daß der Heilige mir antworten werde.“ — „Ja, der Heilige hat geantwortet,“ erwiderte Robert, „und gibt mir Gott die Kraft, dann soll diese Antwort mein ganzes Leben beeinflussen.“ — Bruder und Schwester eilten nach Hause. Da erzählte Robert tief gerührt seiner Mutter, was vorgefallen war. Er bat sie um Verzeihung für all das Herzeleid, das er ihr verursacht und versprach ihr, sich ernstlich zu bessern und damit zu beginnen, daß er sogleich zur Beicht gehen werde. „Ihr Gebet, teure Mutter und Hedwigs Brief an den hl. Moseus sind die Ursache, daß ich ein ordentlicher Mensch werden will.“

Aus Kospings Leben.

Bekanntlich war der Gesellenvater Adolf Kosping bis zu seinem 24. Lebensjahre Schuhmacher. Aus dieser Zeit erzählte er einem Freunde folgende Begebenheit. Ich arbeitete in einer Werkstatt in Köln; der Meister, ich und ein Lehrbursche, der bei seinen Eltern Kost und Schläfung hatte, war das ganze Arbeiterpersonal. Die Familie des Meisters war klein, außer der Hausfrau nur noch eine Tochter. Das ziemlich geräumige Haus gehörte dem Meister; es war aber fast ganz vermietet, und ich wohnte hoch oben in einer Kammer, wo es aber so reinlich und anmutig war, daß ich mich königlich glücklich fühlte. Der Meister war vermögend, er hatte außer dem Hause noch bares Geld, ein „Aepfelchen für den Durst“. Das Töchterchen war brav, und im Nähen, Bügeln und Kochen bestens bewandert.

Zunächst meinte nun aber die Frau Meisterin, ich sollte in Zukunft das Zimmerchen nicht mehr selbst ordnen, sie wolle das fernerhin besorgen; auch solle ich ein Zimmer im

zweiten Stock beziehen. Der Meister war damit einverstanden. Gesagt, getan! Am folgenden Morgen wurden meine Habseligkeiten in das größere Zimmer gebracht.

Von da an wurde in der Familie nichts von Wichtigkeit unternommen, wenn ich nicht zuerst mein Gutachten oder sogar meine Zustimmung abgegeben. Es bezog sich das nicht nur auf Geriß, Kohlen und Kartoffeln, sondern auf die Zukunft des Geschäftes. „Ihr Mann“, meinte die Meisterin, „könne die Last nicht mehr lange tragen und müsse die Werkstatt bald einem andern übergeben. Wem, das sei die Frage.“

Der Meister war wie ein Vater zu mir, er pflegte zu sagen, er habe zwei Kinder, und wenn er wüßte, daß ich immer in seinem Hause bleibe, dann wollte er ruhig sterben. Ich hätte von Stroh sein müssen, wenn ich nicht hätte merken können, wohin solche Reden zielten. Als eines Tages abermals die Rede sich um diesen Punkt drehte und man sich zu wundern schien, daß ich nicht mit beiden Händen das zugeworfene Glück aufgriff, eilte ich auf mein Zimmer, denn meine Kraft allein reichte nicht aus, um diesen guten Leuten zu sagen: „Ich gehe.“ Auf meinem Zimmer weinte ich mich aus, und mit dem Kreuzfixe in der Hand erneuerte ich den Vorsatz, Priester zu werden, und bat Gott um Hilfe.

Wunderbar gestärkt kam ich auf die Werkstatt. Kaum saß ich dem Meister gegenüber, so sprach ich: „Meister, ich suche mir eine andere Werkstatt!“ Als ich das sagte, war er wie von einem Schlage gerührt, er ließ sich in den Stuhl zurücksinken, die Hände fielen ihm in den Schoß. Als er sich erholte, sprach er: „Mit mügelich, nit mügelich!“ Dann rief er seine Frau herbei: „Adolf will von uns gehen!“ Die tat einen jähen Schrei: „Maria, Joseph! Wat es doch vorgefälle?!“ Auch die Tochter mußte davon wissen. Diese ergriff das Ende der Schürze, um es an die Augen zu bringen und entfernte sich still weinend.

Als ich das Unheil sah, das ich angerichtet, war es mir doch, als würde mir ein Stück vom Herzen gerissen. Aber was konnte alles helfen? Das Opfer mußte gebracht werden. Noch ein paar Wochen, und ich verließ eine brave, durchaus christliche Familie, die sich dadurch glücklich machen wollte, daß sie mich glücklich machte.

Bischof Fenelon und der arme Bauer.

Fenelon, Erzbischof von Cambray, nahm die unglücklichen Landleute, die der Krieg aus ihren Wohnungen verjagt hatte, in seinem Palais auf und bediente sie oft selbst bei Tische. Einst sah er einen Bauer nicht essen und fragte ihn um die Ursache. „Gnädiger Herr,“ entgegnete dieser, „als ich aus meiner Hütte floh, hatte ich keine Zeit mehr, eine Kuh mitzunehmen, die mich und meine ganze Familie ernährte. Die Feinde werden sie weggeschleppt haben und nie werde ich eine so gute Kuh wiederfinden.“ Der Erzbischof ging hinweg. Unter dem Schutze eines Sicherheitsbriefes, der ihm für seine Person ausgefertigt worden war, eilte er, begleitet von einem Diener fort, trieb die Kuh auf und brachte sie dem Bauer selbst zurück.

Träume der Jugend.

Träume der Jugend
In Tönen ergossen,
Nie ist ein Bergstrom
So schäumend geflossen.

Nie ist ein Fels so
Ins Blaue geflogen,
Nie hat ein Meer so
Gewölbt seine Wogen.

Nie war ein Morgen
So leuchtend im Frangen,

Der letzte Mönch von St. Aubin.

Zur Zeit der französischen Revolution drang eines Nachts in die begüterte Abtei Saint-Aubin eine Bande roher Jakobiner. Sie sprengten die Tore und stürmten in die stillen Gänge. Ihr Mordgeschrei und ihr wildes Gebrüll weckte die Mönche aus dem Schlafe und ehe sich diese ankleiden konnten, wurden sie von den wilden Gesellen niedergemacht. Nur ein einziger Mönch, der jüngste von allen, entging dem blutigen Lose. Er bewohnte die letzte Zelle des langen Korridors

leuchtetes Gesicht, das eine gewaltige Narbe zeigte. Zum Schlusse hatten die Jakobiner im Hofe ein Feuer angezündet und vollführten einen wilden Tanz, dann wurde alles still, die Horde war abgezogen. Als der junge Mönch in die Kirche trat, sah er die greuliche Verwüstung: der Tabernakel war erbrochen, die hl. Hostien umhergestreut. Mit Tränen in den Augen sammelte er sie wieder, den Gottmenschen um Verzeihung bittend, für den vollführten Frevel. Dann ging er still hinweg und suchte bei einem Holzhauer Unterstand. Nachts half ihm der Mann die ermordeten Mönche auf dem Klosterfriedhofe beerdigen. Und als Napoleon wieder geordnete Verhältnisse ins Land gebracht, bezog der Mönch das Kloster wieder, um als der letzte Mönch nach der Ordensregel Gott zu dienen. Jahre waren nach der blutigen Nacht verflossen. Eines Abends, als der Sturm recht tobte, begehrten zwei Männer im Kloster Einlaß und baten um Nachtherberge. Sie wurde ihnen gern gewährt. Der eine der Fremdlinge war ein bejahrter Mann mit abstoßendem Gesicht und einer gewaltigen Säbelnarbe, während der jüngere 20 Jahre zählen mochte. Der Mönch erkannte in dem Gesicht den ehemaligen Jakobiner, den er in der Mordnacht von der Fackel beleuchtet am Fenster seiner Zelle gesehen. Als die Fremden durch Speise und Trank sich gestärkt hatten, machte der Alte, der eine große Unruhe zeigte, Miene, wieder aufzubrechen. Der freundliche Mönch bat die Fremden, die Nacht über im Kloster zuzubringen. „Wir haben der leeren Zellen mehr als genug, man hat Platz gemacht in der Revolution!“ „Ja, ja,“ sagte der alte, „ich habe davon reden gehört. Aber ich glaube, der Sturm hat sich gelegt und wir könnten ganz gut das nächste Dorf erreichen!“ Der jüngere aber hatte keine Lust: „Was würde aus uns auf der offenen Landstraße zu so später Stunde!“ Der Alte zog in seiner Verlegenheit eine große silberne Taschenuhr hervor. Der Mönch griff ruhig darnach, betrachtete sie genau, schaute dem heftig zitternden und erbleichenden Menschen fest ins Auge — dann gab er sie, ohne ein Wort zu sagen zurück. Der Mönch ergriff einen Leuchter und führte die Fremden in die Zimmer. Dem Alten wies er die letzte Zelle an. „Hier, mein Freund, wird Ihnen vielleicht der Schlaf möglich sein, in dieser Zelle ist kein Blut geflossen!“ Da stürzte der Mann auf die Knie und er rief laut weinend: „Verzeihung!“ — „Vom ganzen Herzen,“ erwiderte der letzte Mönch von St. Aubin. Am andern Morgen fand der Fremde am Tische des Herrn sich ein, um den Frieden zu finden, den er lange Jahre nicht finden konnte.

Durch eine Prozession.

Im Jahre 1866 kam ein dänischer Protestant, Nikolaus Stenon, nach Italien. Bei Livorno begegnete er einer feierlichen Fronleichnamsprozession, die er genau betrachtete. Alles war dabei so fromm, so eingezogen und so innig ergriffen über die wirkliche Gegenwart Jesu im hl. Sakramente. Die große Schar der Andächtigen, der Bischof



Träume der Jugend.

Nie eine Mondnacht
So zauberumfangen.

Nie hat ein Vöglein
So wonnig gefungen,
Nie ist ein Knösplein
So duftig gesprungen.

Träume der Jugend,
Süßmächtig Ergießen —
Wogen und Klänge
Und Träume zerfließen.

Aug. Schiffmacher.

und bevor die Mörder bis zu ihm kamen, war er durch das geöffnete Fenster in den Garten gesprungen. Er kniete im Schnee und wartete ruhig bis die Gesellen ihn finden und dem Tode überliefern würden. Er sah bald hier, bald dort das rote Fackellicht die Fenster erhellen. Auch seine Zelle sah er erleuchtet und hörte, wie zwei von den Räubern um die silberne Taschenuhr stritten, welche er liegen gelassen hatte. Sie leuchteten durch das offene Fenster und er erblickte ein be-

mit der Monstranz, so ganz versunken in Anbetung und Andacht, der fürstliche Hof, der den andächtigen Zug ebenso andächtig abschloß, das alles machte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, so daß er zu sich sagte: „Unter dieser Gestalt der hl. Hostie muß Jesus Christus wahrhaftig gegenwärtig sein!“ Und bei diesem Eindrucke blieb es nicht, er betete von jetzt an immer mehr, studierte den Katechismus und die Bücher der Gottesgelehrten, wurde Katholik, Priester und starb endlich als Bischof.

Russisches und japanisches Militär.

Wenn man von den mörderischen Kämpfen hört, die in dem unseligen Kriege zwischen Rußland und Japan so viel Not, Jammer, Elend und Verderben über die Menschheit

der Habucht und Friedlosigkeit hochstrebender Gewalthaber in ihrem Blute schwimmen, das auch zum Himmel um Rache schreit, wie jedes schuldlos vergossene Blut. Darum liegt auf allen, die schuld an dem Ausbruche eines Krieges oder auch bürgerlicher Unruhen in der eigenen Heimat sind, eine furchtbare Verantwortung, die wie nichts anderes vor dem Richterstuhle Gottes zittern muß.

Gözenbilder.

Es gibt in England Fabriken, in welchen Gözenbilder in Menge und mit größter Kunst verfertigt und zum Verkaufe in die Heidenländer gesandt werden. Eine solche Fabrik gibt es in Birmingham, die gute Geschäfte macht. Es wurden dort u. a. fabriziert. Der Gott des Todes in feinem Kupfer; Hiroadi, König, der beiden Geister; Yaromin, Gott der Sonne; und diverse andere Götter.

dere flüchteten sich auf einen gefrorenen Teich, dort brach das Eis ein und sie gingen so zugrunde. Diese heldenmütigen Landleute, die den Tod einer treulosen Verleugnung des Glaubens vorzogen, beschämen so manche Abtrünnige unserer Tage.

Wohlthun.

Der hl. Paulinus war von Gott mit großen Reichtümern gesegnet, zugleich aber auch, was besser ist, der größte Freund und Wohlthäter der Armen und Notleidenden. Seine Mildthätigkeit kannte, so zu sagen, keine Grenzen, oft vergaß er über der Not der Mitmenschen auch seine eigenen Bedürfnisse. Eines Tages hatte er noch ein einziges Brot im Hause. Ein Bettler kam und sogleich befahl er, dieses letzte Brot dem Dürftigen zu reichen. Aus zu großer Besorgnis glaubte Theresia, seine Frau, diesem Beschlusse nicht nachkommen zu



bringen, so möchte man doch auch wissen, wie die gegenseitigen Soldaten sich dem Auge zeigen. So ungern der Mann aus dem Volke meist dem Rufe unter die Fahne folgt, sofern es nicht gilt, schwere Gefahren vom Vaterlande abzuhalten, so gerne fieht er doch den strammen Soldaten, und so viel Freude hat er an schmucker Uniform und blanken Waffen. Unser Bildchen zeigt einige Typen aus den Reihen der kämpfenden Armeen in Ostasien, und so einfach es ist, gibt es doch die einzelnen Figuren recht gut wieder. Möchte nur der schreckliche Krieg ein baldiges Ende nehmen. So erfreulich und angenehm es ist, einen schmucken lebendigen Soldaten vor sich zu sehen, so erschreckend ist der Anblick der zerschossenen, verkrüppelten, zerrissenen und zermalnten armen Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde, die als Opfer

Nur der Geist des Schachtums kann es zu Wege bringen, daß Christen sich mit solcher Fabrikation beschäftigen. Doch die so etwas fer'ig bringen, sind eben Leute, die als Ungläubige auch mit dem wahren einen Gott fertig sind oder zu sein vermeinen.

Standhaft.

Im Jahre 1836 gaben russische katholische Bauern ein schönes Zeugnis ihrer Glaubens-treue. Kaiserliche Kommissäre machten ihnen falsche Vorspiegelungen, sie wollten dieselben mit Erlaubnis ihres Landesfürsten für steuerfrei erklären, wenn sie sich von der katholischen Kirche löstrennen würden. Die wackeren Bauern aber gaben zur Antwort: „Lieber wollen wir sterben, als unsern wahren Glauben verlassen.“ Viele wurden von den rohen Soldaten niedergehauen oder erschossen, an-

müssen. Ungelabt ging der Bettler von dannen. Noch am Abend desselben Tages kamen Eilboten an, um dem Paulinus zu melden, daß Schiffe für ihn mit Wein und Brot beladen, im Hafen eingelaufen waren; nur eins davon sei unterwegs verunglückt und mit der Ladung zugrunde gegangen. „Siehst Du nun,“ sagte jetzt Paulinus zu Theresia, „daß Du jenes Brot dem Armen gestohlen hast. Ein Brot hast Du der Armut entzogen, ein Schiff ließ Gott auf dem Meere zugrunde gehen.“

Gedankensplitter.

Grab' Gottes Wort' in's Herz dir ein,
Es wird dein guter Engel sein.

Wenn der finstere Zweifel naht,
Bitte Gott um Licht und Gnad'.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Kongruanregulierung. Im Parlamente und in der Presse war jetzt viel von der Gehaltsaufbesserung der Seelsorgsgeistlichkeit die Rede. Die Abgeordneten der christlichsoz. Partei, der Zentrumsklub, der Polen- und Jungtschechenklub und einige wenige Abgeordnete der deutsch-fortschrittlichen und der deutschen Volkspartei haben den Antrag auf Gehaltserhöhung des katholischen und protestantischen Klerus unterzeichnet. Der Antrag wurde einer Kommission zur weiteren Beratung zugewiesen. Eine Gehaltsaufbesserung des Klerus ist eine Pflicht der Gerechtigkeit des österreichischen Staates, der den größten Teil der Kirchengüter konfisziert hat. Der niedere Klerus, der 12. Studienjahre zu absolvieren hat, ist durchschnittlich bedeutend schlechter entlohnt als die Lehrerschaft. Der Gehalt eines Kaplans beträgt bekanntlich jährlich 350 fl., wobei vielfach noch Stiftungsmessen eingerechnet werden. Viele Pfarrer haben an 600 oder 700 fl. Jahreseinkommen. Die Pension beträgt bei Kaplänen jährlich 215 fl., bei Pfarrern 400 bis höchstens 600 fl. Daß hiemit in unserer teureren Zeit kein standesgemäßes Auskommen möglich ist, liegt auf der Hand. Darum scheint auch die Regierung endlich einmal an die Regulierung der Kongrua des Klerus schreiten zu wollen.

Oesterreich-Ungarn.

Der Reichsrat zeigt im Gegensatz zur früheren vieljährigen Obstruktion beharrliche Arbeitslust; auch die einstmalige Untätigkeit der Ausschüsse ist regen Beratungen gewichen. Das Reichsgesetzblatt vom 24. Feber konnte schon das erste, vom Abgeordnetenhaus beschlossene Gesetz veröffentlichen, nämlich die Bewilligung einer aus Staatsmitteln zu leistenden Notstandsabhilfe von 15%, Millionen K. Hierzu ist der Regierung die Erlaubnis zur Ausgabe von Tilgungsrenten wie auch die angestrebte Refundierungsvorlage bewilligt worden. Weiter wurde vom Abgeordnetenhaus die erste Lesung des Staatsvoranschlages beendet und die Rekrutenvorlage, unter Ablehnung der Anträge auf deren Vertagung bis zur Klarstellung der Lage in Ungarn, angenommen, sodas die Assentierung zu dem gewöhnlichen Termine erfolgen kann, ohne das erst Reservisten, wie vorletztes Jahr in Ungarn, statt der Rekruten einberufen werden müßten. Nun tritt das Haus in die Beratung der Gewerbenovelle, eines Antrages Derschatta auf Einsetzung eines 48gliedrigen Ausschusses zur Prüfung des künftigen Verhältnisses zu Ungarn, und in die Erörterung des Rübenrationierungs-Gesetzes. Ein Zwischenfall trat am 17. Feber ein: der Präsident des Hauses, Graf Better, legte sein Amt nieder. Er fühlte sich dadurch gekränkt, das das Haus dem extravaganten czechischen Abg. Grafen Sternberg weiterzusprechen gestattete, nachdem er ihm wegen unsachlichen Geredes das Wort entzogen hatte. Sternberg verteidigte nämlich sein rohes Vorgehen gegen den jungtschechischen Berichterstatter der „Mar. Listy“, den einstmalig jüdischen kais. Rat Benizek, dem er jäh eine

Ohrspeige versetzte, weil er seine kuriosen Reden noch entstellte und ihn als lallenden, betrunkenen Sprecher hinstellte. Am 22. Feber wurde aber Graf Better mit großer Mehrheit wieder zum Präsidenten gewählt; Christlichsoziale gaben aber leere Zettel ab, weil er erst die schändlichsten sozialistisch-alldeutschen Reden ruhig passieren ließ, ebenso die Sozialdemokraten und Alldeutschen. Der czechisch-radikale Nationalsozialist Abg. Fresl verstieg sich bei der Rekrutengesetzdebatte unter Mißbrauch der Immunität zur bedingten Auforderung an die czechischen Soldaten, wegen Nichtbewilligung seiner national-militärischen Forderungen den Gehorsam zu verweigern; der leichtsinnige Redner ahnte wohl gar nicht, welch graufiges Geschick wegen Meuterei einem ihm willigen, eidbrüchigen Soldaten bevorstände. — Wegen der verächtlichen Gotteslästerung wurde der alldeutsche Abg. Hauck vom Immunitätsausschuß doch zur gerichtlichen Auslieferung mit allen gegen 6 Stimmen vorgeschlagen. — Der bei der Stichwahl im Brüx-Saaz-Biliner 2c. Städtebezirke zum Reichsratsabgeordneten gegen den Liberalen Dr. Ernst Lecher gewählte Brüxer Advokat Dr. Herold schloß sich den — Wolfianern an.

In Ungarn ist die Opposition zur Regierungspartei geworden, die aber wegen der ungeklärten Lage noch nicht regieren kann. Sie verfügt zwar über die Mehrheit, nicht aber über die Zweidrittelmajorität. Ein Ministerium konnte sie noch nicht beistellen, die Mission Andrássy's ist trotz der Audienz Kossuth's beim Kaiser gescheitert. Die Krone will eben den weiteren militärischen Trennungsgelüsten Ungarns nicht nachgeben, und hinsichtlich der wirtschaftlichen Trennung, die aber wohl erst nach Ablauf der bis 1917 reichenden neuen Handelsvertragsperiode zustanden wird, eine loyale Vereinbarung Ungarns mit Oesterreich verlangt. In Oesterreich wieder erklärten die Christlichsozialen, ins solange überhaupt keine außerordentlichen Militärkredite zu bewilligen, als nicht sogar die schon gegen die Einheit der Armee verstoßenden Konzessionen an Ungarn nach dem Armeebefehl von Chlopy zurückgenommen seien; soll es aber zu einer im Anfang gewiß beiden Teilen nachteiligen Trennung kommen, so wünscht man in Oesterreich eine solche lieber gleich als später, da Oesterreich jetzt noch der wirtschaftlich stärkere Teil ist. Im ungarischen Abgeordnetenhaus wurden die früher hersehenden Liberalen bei der Präsidentschaftswahl ganz übergangen; Präsident wurde der Kossuthianer Justh, Stellvertreter ein Dissident und ein Mitglied der „katholischen“ Volkspartei, deren Mitglieder aber nicht durchweg immer katholischen Grundsätzen entsprechen. Auch ein kurzfristiges Uebergangsministerium Daranyi hat wenig Aussicht auf Ernennung, sodas man nun ein Koalitionsministerium, also ein Kabinett aus den verschiedensten Parteien plant.

Verschiedenes. In Kremsmünster starb der dortige hochverdiente Abt, Herrenhausmitglied Achleuthner; dem Begräbnisse wohnten neben dem Linzer Bischof viele Beamte und Prälaten bei. In Wien ver-

schied der Troppauer Handelskammerpräsident Lemach (geb. in Rufus i. B.) — Erwähnt sei hier auch der am 23. Feber in Bellvue (bei Limpertsberg, Luxemburg) erfolgte Tod des aus seinen herrlichen Romanen gewiß vielen unserer Leser bekannten Jesuiten P. Ignaz Spillmann (63 Jahre alt). — Am Gipfel des Milleschauer ist das dortige Restaurationsgebäude abgebrannt. — Der heurige Winter gilt in Gebirgsgegenden und Höhenlagen als der schneereichste in der Erinnerung alter Leute; im Erz-, Iser- und Riesengebirge, im Böhmerwalde, in den Alpen 2c. sind viele Häuser bis ans Dach, ja übers Dach eingeschneit. Manchenorts müssen Leichen auf Schlitten über die Friedhofmauer gezogen werden, über viele Häuser ragen Stangen aus dem Schnee, um als Notsignal der Inwohner zu gelten. Im Boddinggraben bei Molle fand man 21 Gemsen auf Lawinenstürze an der Tagesordnung. In Rotau (Erzgeb.) zog sich ein Knabe beim Schlittensfahren über den hohen Schnee den Tod zu, durch eine hervorragende Gartenzaunstange, an der er sich aufspießte. — Für den Jubiläums-Pilgerzug im Mai von Linz aus nach Lourdes haben sich schon 200 Personen gemeldet. Weitere Anmeldungen übernimmt der kath. Presseverein in Linz, Landstraße 41.

Deutschland.

Die Handelsverträge, 7 an der Zahl, sind vom Reichstage mit einer über Erwarten großen Mehrheit angenommen worden, darunter in namentlicher Abstimmung der Vertrag mit Oesterreich-Ungarn mit 229 gegen 79, jener mit Rußland mit 228 gegen 81 Stimmen. Die Regierung rechtfertigte den Zollschutz der Landwirtschaft mit der früheren, einen äußerst schwierigen Stand für dieselbe herbeiführenden Vernachlässigung, welche die Landwirtschaft mit dem Niedergange bedrohte; Deutschland dürfe nicht bloß Industriestaat, sondern müsse Industrie- und Agrikulturstaat sein. Der in 3 Sitzungen behandelte Toleranzantrag des Zentrums wurde mit 151 gegen 113 Stimmen einer Kommission zugewiesen. — Der Staatssekretär v. Tirpitz kündete für den Herbst eine neue Flottenvorlage an.

Die versprochene Bergnovelle soll den Hauptbeschwerden der Bergleute abhelfen: in dieser Erwartung nahm ja der riesige Ruhrrevierstreik, wegen dessen zeitigen Beilegung die 2 sozialistischen Mitglieder der Siebenerkommission von ihren „Genossen“ grundlos des Verrates geziehen werden, zum Glück für tausende Familien ein baldiges Ende. Sie ist noch nicht im preuß. Landtage eingebracht; würde ihr Inhalt enttäuschen, dann könnte der Streik leicht neu aufleben. Vorläufig ist nur eine Novelle gegen unnötiges spekulatives Stilllegen der Zechen dem Landtage vorgelegt.

Die Studentenbewegung, gegen die angebliche Schmälerung der akademischen Freiheit, in Wirklichkeit aber gegen die Belassung der vielen ausgezeichneten katholischen Studentenverbindungen befaßte auch den Reichstag. Die Bewegung war von der

Technik in Hannover wegen eines Zustimmungstelegrammes an die Innsbrucker Studenten ausgegangen, was die Regierung als eine Einmischung in die inneren Vorgänge befreundeter Staaten beanstandete. Die Angriffe gegen die katholischen Studentenverbindungen, die doch durch Betonung des Christentums und Pflege von Fleiß, Wissenschaft und Freundschaft dem Vaterlande tüchtige akademische Kräfte liefern, wurden glänzend im Namen der Freiheit zurückgewiesen, zumal es ja doch auch konfessionelle protestantische und jüdische Verbindungen an den Hochschulen gibt.

Frankreich.

Die Trennung von Kirche und Staat soll auch unter dem Nachfolger des mit Schimpf und Schande abgetretenen Combes eine radikale sein. Man will die Kirchen nur mietweise gegen Zahlung den Katholiken zur Benützung überlassen, der Staat zahlt den Bischöfen und Priestern keinen Gehalt mehr, nur die alten Geistlichen bekommen noch eine Pension von 400 bis höchstens 1200 Frs. Die Katholiken dürfen nur Vereine über 10 Departements gründen. Außerdem werden strenge Strafen gegen die Geistlichen bestimmt. Das Konkordat mit Rom hört natürlich auf. Der neue Gesetzentwurf des Kabinetts Rouvier ist bereits von der Kommission fast unverändert angenommen worden. Bald wird auch die Kammer ihn zum Gesetz erheben. Doch sollen erst nach 2 Jahren, bis die nächsten Wahlen vorüber sind, die äußeren Wirkungen der Trennung von Kirche und Staat eintreten. Bis dahin dürfen (!) die Katholiken die von ihnen gebauten Kirchen noch unentgeltlich behalten und werden die Gehälter noch ausgezahlt. So soll das Volk getäuscht werden! O diese Heuchlersippe, der einst bei der großen radikalen Trennung am Ende der Tage der göttliche Richter die Heuchlermaske herabreißen wird, um sie vor aller Welt im wahren zu Lichte zeigen.

Die zweijährige Dienstzeit, das einzige was seit vielen Jahren die franzöf. Kammer zum Wohle des Volkes getan hat, wurde nun auch vom Senate angenommen.

Italien.

Die Bahnverstaatlichung will die Regierung gegenüber den reichen Privatgesellschaften fortsetzen; sie denkt zunächst an die Adria- und Mittelländische Bahn, wozu sie aber für Ankauf und weitere Betriebsmittel 1 Milliarde Lire benötigt. — Heuer hat auch das sonnige Südtalien, wo der Schnee doch so selten ist, einen ziemlich harten und schneereichen Winter.

Rußland.

Bombenattentat. Am 17. Feber wurde auf den Großfürsten Sergius, einen Oheim und zugleich Schwager des Kaisers Nikolaus II., während der Ausfahrt in Moskau ein Bombenattentat verübt, dem nebst dem Großfürsten auch sein Kutscher zum Opfer fiel. Der Attentäter wurde noch auf der Flucht vom Tatorte erwischt und bekannte sich als Mitglied der revolutionär-sozialistischen Partei, nannte aber bisher seinen Namen nicht. Die Kunde von der Schreckenstat in

Moskau rief namentlich am russischen Hofe großes Entsetzen hervor. Auch sollen noch Attentate gegen das gesamt Kaiserhaus geplant sein. Darum erfolgte auch die Beisehung des Ermordeten provisorisch in einem Kloster des Kreml in Moskau. Alle Großfürsten, mit Ausnahme des Großfürsten Wladimir, der angeblich einen Schlaganfall erlitt, vielleicht aber ein Attentat fürchtete, wohnten der prunkvollen und doch schaurigen Leichenfeier bei. Besonders edel benahm sich die Großfürstin Elisabeth, die Gemahlin des Sergius und Schwester der Zarin, welche in heroischer Art ihren eigenen Schmerz bemeisterte und nach der Beisehung ihres Gemahls auch den Sarg des getöteten Kutschers neben dessen Frau gehend bis zum dreiviertel Stunden entfernten Bahnhofe begleitete.

Fortdauernde Wirren. Die Unruhen im Innern Rußlands zeigen, daß der stolze russische Kolos wie auf einem glühenden Vulkan steht, der stets neue Ausbrüche der von den finstern Mächten des Judentums und der Voge geschürten Volksleidenschaften befürchten läßt. Nachdem nun die Arbeiterausstände ziemlich beendet sind, bedroht nun ein großer Eisenbahnerstreik die öffentliche Ruhe und Ordnung. Auf der Warschau-Wiener Bahn streikten fast sämtliche Angestellte, so daß der Zugverkehr unterbrochen war. Die Regierung bewilligt nun möglichst alle Forderungen, nur damit wieder die Ruhe eintrete und die Bahnverbindung nach Ostasien aufrecht bleibe. In Batum und Baku (Südrußland) gerieten die Armenier und Perser in blutige Straßenkämpfe, wobei 200 Personen getötet wurden. Doch haben sich die Kämpfenden nun wieder versöhnt. Auch in Petersburg erhebt sich der Ausstand von neuem. Anfang März, zum Jahrestage der Aufhebung der Leibeigenschaft, sind weitere große Unruhen geplant. Rußland scheint nicht mehr zur Ruhe kommen zu sollen, dafür sorgen die verlotterten Zustände im Innern und seine Feinde, die Nihilisten, die Juden und Revolutionäre. Wie nun bekannt wird, ist der vielgenannte Priester Gapon, der die Arbeiter ins Blutbad führte, aber selbst zur rechten Zeit floh, ein getaufter Jude, der eine Nihilistin zur Frau hatte, sich taufen und zum Priester weihen ließ, um Einfluß auf das gläubige Volk zu gewinnen und es dann in die Revolution zu hezen. Auch Großfürst Sergius ist weniger ein Opfer seiner persönlichen Fehler als vielmehr der revolutionären Studenten und Juden, denen er in Moskau etwas stark auf die Kappen trat. Möchte man drum auch in Oesterreich beizeiten die Macht des Judentums und der radikalen Studenten brechen.

Ostasien.

Der japanisch-russische Krieg brachte in den letzten zwei Wochen keine bedeutsame Ereignisse, wohl aber verfrühte Friedensgerüchte und abträgliche, nörgelnde Darstellungen über die Tüchtigkeit Stöckels, der dieser Tage nach der Rückkehr aus Port Arthur in Petersburg eintrifft, und Kuropatkins. Vom fernen Hauptkriegsschauplatz ist nach eingeholter Erlaubnis der General Grippenbergs mißmutig heimgekehrt, weil ihm Kuropatkin

zu seinen angeblich siegversprechenden Vorstößen gegen die Japaner die angesuchte Unterstützung aus dem Zentrum verweigerte. Am rechten russischen Flügel ereigneten sich wieder einige Kosakenstrieche; die Truppen arbeiten beiderseits an Verschanzungen. Um den Transport und die Verpflegung russischer Verwundeter und Kranken nach Charbin ist es bei der Winterkälte elendiglich bestellt. — Das baltische Geschwader befindet sich noch bei Madagaskar, ein drittes russisches Geschwader hat nun bedächtlich aus der Ostsee die Fahrt zu dessen Verstärkung angetreten. — Ueber den Spruch der Hullkommission in Paris ist man in England entrüstet: Koschdestwenski's Angriff auf englische Fischerboote wird entschuldigt, da er japanische Schiffe in der Nordsee vermutete, nur habe er zu lange schießen lassen und nicht rechtzeitig die britische Behörde benachrichtigt. Japan nimmt ein neues viertes Anlehen zur Kriegsführung auf.

Japan.

Fortschritte. Durch den Opfermut und das Heldentum seiner Missionäre und Schwestern, welche selbstlos die vom Auszuge Befallenen und die Verwundeten im Kriege pflegen, gewinnt der Katholizismus in Japan still und ruhig immer mehr an Ausdehnung. Man hegt die Hoffnung, daß auch die 40.000 Anhänger der russisch-schismatischen Kirche bald einmal mit der katholischen sich vereinigen werden. Im Parlamente sitzen bereits 30 katholische Abgeordnete und selbst ein Mitglied des Kaiserhauses befindet sich unter den Katholiken. Jedenfalls ist der Katholizismus berufen, in der kulturellen Entwicklung Japans noch eine Rolle zu spielen. Auch der berühmte japanische Admiral Togo, dessen Name gegenwärtig oft gelesen wird, bekennt sich zur katholischen Religion. Mit derselben wurde er näher vertraut, als er sich im englischen Kriegshafen Woolwich aufhielt, wo sich das große englische Schiffsarsenal befindet. Er lernte dort den Schiffsbau neuester Konstruktion kennen und bereitete sich in der Schiffbauschule auf seinen Beruf vor. Während seines Aufenthaltes studierte Togo auch die christliche Religion und unterwarf die verschiedenen Bekenntnisse derselben einer eingehenden Prüfung. Da er dabei gefunden, daß das katholische Bekenntnis, entgegen den schismatischen und protestantischen, ein von jeder nationalen Abhängigkeit freies internationales geistiges Band sei, innerhalb welchem sich sämtliche Nationen der Erde schwesternlich nebeneinander ohne Aufgeben ihrer Eigenart friedlich entwickeln können, sei er Katholik geworden und habe jeden Sonntag in der katholischen Kirche zu Woolwich gesehen werden können. Denkende und ernste Geister aus allen Völkern finden in der kath. Kirche allein die aufrichtig gesuchte Wahrheit.

Lustige Gcke.

Auch ein Bescheid. Dichterling: „Und wie, Herr Redakteur, muß das Manuskript beschaffen sein?“ — Redakteur: „Lassen Sie es auf beiden Seiten leer, das ist mein aufrichtigster Rat für Sie!“

Bermutstropfen. Bankier (kürzlich geädelt): „Nu, wär' ich so weit glücklich — wenn nur mei Adol etwas älter und mei Sarah etwas jünger wär'!“

Abgeblitzt. „Fräulein Rosa, hätten Sie etwas dagegen, wenn Ihre Frau Mama meine Schwiegermutter würde?“ — Fr. Rosa: „Durchaus nicht — wenn ich eine Schwester hätte!“

Missionswesen.

Unter dem Aequator.

Ein rührendes Beispiel, wie die Liebe zu Jesus auch die kleinen Neger zu Heroismus begeistert, der uns in der Liebe erkaltete Europäer tief beschämt, erzählt ein gegenwärtig in Frankreich weilender Missionär aus Gabun im Innern Afrikas.

„Im Landstriche Sang, unter dem Aequator, liegt das Dorf Mork. Dort las ich eines Tages die heilige Messe. Die Kirche hatte der liebe Gott selbst unter dem weiten Himmelszelt aufgebaut, und sie war schön, wie alle seine Werke schön sind, wenn die ungeschickte Menschenhand sie nicht verdirbt. Herrliche Palmen neigten sich ehrfurchtsvoll über das Heiligtum, während Lianen und andere Schlingpflanzen zwischen den Stämmen die anmutigsten Bogen bildeten. Für den Schmuck des Altares, zu dessen Herstellung meine schwarzen Christen nichts bieten konnten als ein Stück Rinde und vier Holzpfähle, hatte der liebe Gott auch selbst gesorgt. Wunderbar schöne Orchideen umgaben ihn von allen Seiten, und darüber wiegten sich in der Luft die farbenprächtigen Blüten der Lianen. O wie herrlich sind doch Gottes Tempel in den Tropen!

In tiefer Sammlung wohnten die Kinder des Waldes der heiligen Messe bei. Die liebe Muttergottes blickte gewiß mit Wohlgefallen auf sie herab, wie sie in andächtiger Haltung ein Ave Maria nach dem andern an den Perlen ihres Rosenkranzes abbeteten. Die glücklichsten an diesem Tage waren vier Negermädchen, die den lieben Heiland zum erstenmal in ihr Herz aufnehmen durften. Dieselben hatten einige Jahre bei unsern guten Schwestern auf der Missionsstation zugebracht und dort die heilige Taufe empfangen. Ihr Vater, ein verstockter Heide, entriß sie aber dem Ayle und nahm sie mit nach Hause, um sie zu allerlei Arbeiten zu verwenden. Die armen Kinder waren unter heißen Tränen von den Schwestern geschieden. „Werden sie wohl deren Ermahnungen nicht vergessen und ihrem heiligen Glauben treu bleiben?“ fragten wir uns, denn ihre Eltern wohnten fünf Tagereisen von der Missionsstation, und ein Priester kommt nur selten nach jenen entlegenen Gegenden.

Nach einiger Zeit bestieg ich meine Biroke und ruderte mit meinen Schwarzen nach Mork, wo mich unsere Kinder mit lautem Freudengeschrei empfingen.

„Schon so lange haben wir auf dich gewartet, Vater!“ riefen sie mir entgegen. „Sieh doch alle diese Kinder hier! Du wirst staunen, wie viel sie schon von uns gelernt haben!“

Da standen wirklich eine Menge Kinder, Mädchen und Knaben, deren Unterricht unsere heimgekehrten Missionschülerinnen übernommen hatten. Sie konnten jetzt lesen, fromme Lieder singen und die wichtigsten Fragen aus dem Katechismus beantworten. Jeden Abend versammelte man sich zum gemeinschaftlichen Rosenkranzgebet, und an den Sonntagen wurde feierlicher Gottesdienst

gehalten. Ich bezweifle zwar, daß europäische Kinder demselben mit besonderer Andacht beigewohnt hätten; denn an Stelle des betenden und singenden Priesters stand hier ein fünfzehnjähriges Negermädchen, und die jüngste der vier Schwestern, eine zehnjährige, hielt die Predigt. Bewegungen und Mienenspiel des betreffenden Vaters wurden jedenfalls vorzüglich nachgeahmt, und wenn der Inhalt der Predigt auch etwas anders ausfiel, so gab sich der liebe Gott gewiß mit dem guten Willen zufrieden. Sein Segen hatte ihre Bemühungen begleitet, davon war ich überzeugt; denn viele fand ich so gut vorbereitet, daß ich sie zur heiligen Taufe zulassen konnte.

Meine vier Katechistinnen fanden ihren überreichen Lohn im Empfang des eucharistischen Gottes. Heilige Tränen benetzten die kindlichen Gesichter, und die sonst so lebhaften Augen schienen jetzt nichts mehr von der Außenwelt zu bemerken. Welch tiefe Liebe zum göttlichen Heilande mußte doch in diesen jungen Herzen glühen!

Als ich das Dorf wieder verließ, sagte ich zu den Erstkommunikantinnen: „Meine Kinder, ihr wißt, daß wir in drei Wochen Ostern feiern, das große Fest der Christen. Bittet eure Eltern um die Erlaubnis, euch dann nach der Missionsstation gehen zu lassen. Es ist für euch die beste Gelegenheit, eure Seele neu zu stärken, und ihr sollt auch wieder das Glück haben, euch mit eurem Jesus zu vereinigen.“

„Vater, wir werden kommen,“ antworteten sie.

Am Ostermorgen traten die Kinder wirklich mit einem freudigen „Da sind wir“ vor mich hin. Aber in welchem Zustande mußte ich die Ärmsten erblicken? . . . Ihre nackten Schultern zeigten die Spuren von grausamen Peitschenhieben; blutige Striemen bedeckten sie kreuz und quer, so daß kein heiler Fleck zu sehen war.

„O, meine armen Kinder, wer hat euch so zugerichtet?“ fragte ich ganz entsetzt.

„Ich will dir erzählen, wie es zugegangen ist,“ sagte die Älteste. „Du hast uns aufgefordert, zu Ostern nach der Missionsstation zu kommen, damit wir wieder unsern Jesus empfangen könnten. Der Vater wollte es aber nicht erlauben. Wir haben gefleht und geweint, es war alles umsonst. Unsere Eltern wurden sogar böse und drohten uns mit fünfzig Peitschenhieben, wenn wir fortgingen. Aber wir sagten zu einander: „In Gottes Namen!“ und noch denselben Abend banden wir die Biroke los. Man hatte uns aufgepaßt, und der Vater hielt Wort. — Fünfzig Peitschenhiebe! O, das tut wehe! . . . Nachher glaubte man, wir seien jetzt mürbe gemacht, und paßte weniger auf. Da sind wir wieder fortgeschlichen, und nun sind wir hier, Vater. Nicht wahr, jetzt wirst du doch bald die heilige Messe lesen?“

„Meine armen Kinder, ihr hättet nicht kommen sollen!“ rief ich aus. „Wie habt ihr euch einer solchen Mißhandlung aussetzen können?“

„Wie, Vater!“ erwiderte Maria Rosa, die jüngste der Schwestern. „Wie, du sprichst so! Sage doch, was hättest denn du getan, du,

ein Missionär? Was hättest du gewählt, wenn du zwischen Jesus und der Peitsche hättest wählen müssen?“

Ich senkte den Kopf und fragte leise: „Wie wird es sein bei der Rückkehr?“

„Bei der Rückkehr,“ sagte Christine, leicht zusammenschauernd, „bei der Rückkehr? Ach . . . Aber was liegt daran? Peitschenhiebe vergehen, Jesus aber bleibt!“

Erziehungswesen.

Die Tragweite der Erziehung oder Elternfluch.

Kein Mensch im Dorfe wußte, wer der geheimnisvolle Greis, der arme Jakob, wie man ihn kurzweg hieß, eigentlich sei, niemand erfuhr etwas über seine Familie. Allen war es klar, daß ein tiefes, schreckliches Geheimnis über seinen achzigjährigen Schultern lastete. Vor Jahren war er hieher gekommen und schleppte sein elendes Dasein hin, von der Barmherzigkeit der guten Dorfbewohner lebend, die ihn aufgenommen hatten.

Heute lag er im Sterben. Das ärmliche Lager des blaffen, abgezehrten Greises umstanden die barmherzigen Nachbarn. Aus den erlöschenden Augen schien Verzweiflung zu sprechen. Jakob hatte den Beistand des Priesters abgewiesen. Vergeblich beschworen ihn die Umstehenden, den Pfarrer doch zu empfangen und sich versehen zu lassen, um sich der heiligen Wegzehrung für den weiten, und doch auch so kurzen Weg in die Ewigkeit zu erfreuen. Er aber wies den Priester barsch ab, kehrte ihm den Rücken und begegnete seinem freundlichen Zuspruche mit Schimpfreden. Traurig schied der Priester und flehte in der Kirche vor dem Tabernakel um Barmherzigkeit für den Unglücklichen.

Plötzlich sprach der Sterbende mit matter Stimme die frommen Umstehenden an: „Meine Freunde, ihr habt mich ja stets als Freunde behandelt, — ich will euch vor meinem Tode noch meine Lebensgeschichte erzählen, die Geschichte dieses unglücklichen, verfluchten Greises, der euch so oft die Hand um ein mildes Geschenk entgegenstreckte. Name und Herkunft tut nichts zur Sache; ich werde für alle der arme Jakob bleiben. Meine Eltern waren vermögend. Wir waren drei Kinder, zwei Knaben, ein Mädchen, ich darunter das älteste. Unsere erste Jugend erfreute sich einer sehr guten Erziehung. Wir waren brav. Doch da lernten wir im Institut einen gleichfalls vornehmen Schüler kennen, mit dem und dessen Familie uns bald auch in den Ferien innige Freundschaft verband.

Eines Tages luden uns dessen Eltern zu einer Festlichkeit in ihren Salon, wo der Eintritt ihrer Söhne in die Gesellschaft gefeiert wurde. Der Vater lehnte wiederholt ab und nur wegen der dringenden Bitten der Mutter gab er schließlich die Einwilligung. Der dort gekostete Becher rauschender weltlicher Vergnügungen lockte uns aber, fortan mit Begierde und in vollen Zügen, ihn zu trinken. Wir wurden ganz anders; um Vergnügen und Gesellschaft, Theater und Bälle drehte sich unser ganzes Sinnen, wir kannten nicht mehr Maß und Ziel. Die folgenden Jahre an der

Universität waren verloren; die größere Stadt bot nur noch gefährlichere Freuden.

Den Vater verzehrte inzwischen der schwere Kummer, sich in den auf uns gesetzten Hoffnungen ganz enttäuscht, den früheren süßen Frieden des häuslichen Herdes für immer verschwunden zu sehen. Seine Ermahnungen halfen nichts, die Mutter war ja für uns, und so wie wir vergnügungssüchtig geworden. Am Sterbebette empfing er noch die heiligen Sacramente, und beschwor uns ein letztesmal inständig, die abschüssige, gefährliche Bahn zu verlassen. Doch wir konnten den Ablauf des Trauerjahres kaum erwarten, um uns wieder in den Strudel rauschender Lustbarkeit und über die gute Sitte hinausgehender Vergnügen zu stürzen, und die Mutter tat mit. Ueber Priester und Kirche, Beicht, Gott und Ewigkeit wurde nur gelacht, gehöhnt.

Da fiel mein Bruder in einem Duell. Auch dessen trauriger Tod öffnete uns nicht die Augen“ Der Greis hielt inne, strich sich den Todesschweiß von der Stirn, fuhr dann aber mit äußerster Anstrengung wieder fort:

„Eines Tages erkrankte unsere Mutter schwer; meine Schwester und ich eilten den Vergnügungen nach und überließen die arme Frau den Händen gewissenloser Dienstboten. Eines Abends, als wir auf dem Punkte waren, uns in Gesellschaft unserer gewöhnlichen Freunde ins Theater zu begeben, ließ uns unsere Mutter rufen, es war das letzte Gespräch auf dieser Erde.

„Kinder,“ sprach sie, als wir an ihrem Lager standen, „ich habe euch rufen lassen, weil ich meine letzte Stunde herannahen fühle. Ich wünsche einen Priester.“ Uergerlich darüber, daß ich das Theater versäumen mußte, versetzte ich grob: „Einen Priester? zu was denn?“ „Mein Sohn, ich sterbe, lasse einen Priester rufen, damit ich wie Dein Vater die letzten Tröstungen der hl. Religion und seinen Beistand empfangen; ich möchte um jeden Preis einen Priester haben.“ „Sind denn wir, deine Kinder, nicht hier, um dir beizustehen und deinen letzten Seufzer zu empfangen? Was bedarf es hier eines Priesters? Hast du nicht selbst uns seit Jahren gesagt, daß es eine reine Formalität sei, die Geistlichen ans Sterbebett rufen zu lassen?“ „Mein Sohn, habe Mitleid mit deiner Mutter, was ich sagte, war Torheit und schweres Unrecht, ich war geblendet von den Genüssen und Freuden des gesellschaftlichen Treibens. Sei barmherzig, lieber Sohn, einen Priester, einen Priester! . . .“

„Ohne ihr zu antworten, entfernte ich mich von ihrem Bette und piff leise eine Opermelodie. Die Sterbende wandte sich an meine Schwester: „Liebe, liebe Tochter, habe doch du Mitleid mit deiner Mutter und lasse mir einen Priester holen.“ Sie begann zu lachen. „Hast also auch du kein Erbarmen mit deiner Mutter,“ flehte die Sterbende, „wohnt kein Fünkchen von Liebe mehr für mich in deinem Herzen? Ich beschwöre dich, liebste Tochter, sende nach einem Priester.“ „Wenn mein Herz heute gefühllos geworden ist, trägst du die Schuld daran, erleide nun die Strafe

dafür, du bekommst keinen Geistlichen.“ „D Tochter, Tochter, wenn du mich jemals geliebt hast, lasse den Priester holen.“ „Nein, hieher kommt keiner, das sage ich dir.“ „Wärest du denn ein Ungeheuer, und dein Kindesherz von Stein gegen die Bitte deiner sterbenden Mutter?“ „Ich bin das, wozu mich deine Worte und dein Beispiel gemacht haben, jetzt mußt du die Folgen davon tragen.“ „Kinder, einen Priester,“ flehte nochmals angstvoll die Sterbende, „möchte das letzte Wort, das eure sterbende Mutter an euch richtet, kein Fluch sein.“ Diese letzten Worte wurden durch unser satanisches Lachen übertönt, und die arme Sterbende schleuderte in einem Anfall von Zorn das entsetzliche Wort gegen uns: „Kinder, die ich unter meinem Herzen getragen, seid verflucht!“ Ihre letzten Augenblicke waren so entsetzlich, daß meine Schwester und ich diesen Anblick nicht mehr ertragen konnten und uns entfernten. Meine Mutter starb allein, verlassen und ohne Priester. Ihr Fluch erfüllte sich nur zu bald.

„Ein Jahr später verheiratete sich meine Schwester mit einem sittenlosen jungen Mann, welcher sie nur ihres Vermögens wegen begehrt hatte; bald geriet sie ins Elend, das sie nicht ertragen konnte, und stürzte sich ins Wasser. — Auch ich hatte bald mein väterliches Erbgut vergeudet, teils in Ausschweifungen aller Art, teils in unglücklichen Spekulationen. Und jetzt lastet seit mehr als 40 Jahren der Mutterfluch auf mir. Nachdem ich nicht den Mut hatte, meinem Leben ein Ende zu machen, habe ich die Brotrinde gegessen, welche ich erbettelte, und verfluchte dabei den Himmel und meine Mutter, welche mich so weit gebracht. Mein Herz ist von Gewissensbissen zerfleischt; in wenigen Augenblicken werde ich nicht mehr sein, und ich empfinde die ganze Schwere des Mutterfluches. Ihr versuchet vergeblich, mich zu trösten, mich mit Gott auszusöhnen, für einen Verfluchten gibt es weder Gnade noch Verzeihung.“ Und der unglückliche Greis fügte hinzu: „Freunde, fliehet von meinem Lager, damit ihr dem schrecklichen Eindruck entgeht, welchen meine letzten Augenblicke auf euch machen müssen.“ Diese letzten Worte waren kaum mehr verständlich. Ein Blutstrom rötete die Lippen des Sterbenden, ein letztes Zucken und der arme Greis, der seinem Sündenleben noch die Sünde der Verzweiflung an der göttlichen Gerechtigkeit beifügte, war aus seinem unglückseligen Dasein in die Ewigkeit hinübergewandert. — Christliche Eltern, ziehet selbst den Schluß aus dieser Geschichte!

Gesundheitspflege.

Der rechte Schlaftrunk.

Ein leistungsfähiger Magen und gesunde Verdauungsorgane, sowie ein ruhiger, tiefer Schlaf, sind neben andern Grundpfeilern einer guten Gesundheit, von denen wir in unserem letzten Aufsatz über das Sitzbad gesprochen, zwei wahrhaftige Großmächte, — Großmächte, die dem Menschen im Kampfe wider das allezeit Gefahr drohende Gespensterheer der Krankheiten den unschätzbaren

Schutz bieten und daher vor allen anderen Mitteln, die uns zur Erhaltung des kostbaren Gutes der Gesundheit dienen können, wahrgenommen werden müssen. Regelmäßige Mahlzeiten, strenge Mäßigkeit im Essen und Trinken, Rauchen u. s. w. lassen unsere Verdauungsorgane gesund und kräftig bleiben; möglichst pünktliche Einhaltung der Schlafzeiten, fleißige Arbeit und Bewegung bei Tage und Vermeidung geistiger Aufregungen und Anstrengungen in den Abendstunden verbürgen uns einen gesunden Schlaf.

Außer diesen Hauptmitteln gibt es aber auch manch empfehlenswertes Nebenmittel. Eines davon haben wir schon einmal erwähnt; aber es schadet nichts, wenn wir noch einmal darauf zurückkommen. Wir meinen den Genuß eines warmen Trankes vor dem Schlafengehen. Es ist dieses in Wahrheit ein treffliches Gesundheitsmittel, und wer es verständig gebraucht, der schlägt damit zwei Fliegen auf einen Schlag; denn einmal wirkt ein milder warmer Trank vor dem Schlafengehen wohlthätig anregend und ausgleichend auf Magen und Verdauungsapparat überhaupt, und zum andernmal trägt es aus eben dieser Wirksamkeit sehr viel bei zu einem gesunden und tiefen Schlafe. Nichts ist nämlich so häufig als eine Störung des ruhigen Schlafes durch mangelhafte Verdauung und Unordnung in den Eingeweiden des Unterleibes.

Der warme Schlaftrunk würde aber seine Wirkung gänzlich verfehlen, ja sogar noch Schaden bringen, wenn jemand glauben sollte, derselbe müßte aus Wein, Bier oder Grog oder sonst einem geistigen Getränke bestehen. O nein, dieser Trunk darf nur aus irgend einer harmlosen und milden Substanz bereitet sein, auch soll man davon höchstens eine Tasse vor dem Schlafengehen nehmen.

Das einfachste und beste ist ein Kaffeelöffel voll guter Honig in etwa einer Tasse warmem Wasser aufgelöst. Trefflich schmeckt und wirkt auch ein Thee von Apfelschalen mit etwas Zucker versüßt. Zugleich ist dieser Thee fabelhaft billig; denn man darf nur die Schalen, die man sonst beim Apfelschalen wegwirft, trocknen und aufheben. Das kostet gewiß kein Geld. Gut ist auch ein Thee aus Erdbeerkrout, Waldmeister, Wollblumen, Lindenblüte, Flieder oder sonst einem milden Pflanzenstoff. Auch eine gute Bouillon schadet nichts. Am besten wird es sein, wenn man sich abwechselnd bald der einen, bald der anderen der angerathenen Substanzen zur Bereitung seines Schlaftrunkens bedient. Dieser Wechsel bekommt den Verdauungsorganen noch besser und man wird es niemals leidig, den Trank zu sich zu nehmen, sondern freut sich schließlich darauf. Ein gutes Gesundheitsmittel wirkt aber um so besser, je lieber es genommen wird und je größer die gemüthliche Behaglichkeit ist, die es durch angenehmen Geschmack hervorruft. Vor allem in der kalten Jahreszeit dürfte ein derartiger Schlaftrunk einem jeden anzuempfehlen sein. Wer die kleine Mühe der Zubereitung scheuen sollte, der mag sich sagen, daß eine gute Gesundheit ein Ding ist, um das einem überhaupt keine Mühe zu groß sein darf.

Für Haus und Küche.

Erdäpfelknödel gebacken. Man gibt 6 mittelgroße, gekochte und zerdrückte Erdäpfel erkaltet zu einem Abtriebe von 5 Deka Butter, 3 Dottern, Salz und etwas Mehl, macht kleine Knödel, dreht sie in Ei und Brösel, bäckt sie in Schmalz und gibt sie in braune Fischsuppe oder dergleichen.

Angelaufene Griesuppe. Mit ungefähr 2 Löffel voll Rindschmalz oder 8 Löffel Butter und einer Petersilienwurzel röstet man $\frac{1}{4}$ Liter Gries gelblich, worauf man ihn mit Petersilienwasser oder Suppe $\frac{1}{4}$ Stunde siedet und ziemlich dick anrichtet und mit 1 Dotter legiert.

Susarenbraten. Ein von den Rippen abgelöstes Fleischstück wird geklopft, gesalzen, mit Paprikaspeckstücken überbunden und bei fleißigem Begießen gebraten. Ehe es gar ist, macht man über quer hinein Einschnitte, in welche man eine Mischung von Brotbröseln, Paprika und Fett streicht; fertig gebraten gibt man den Bratenensaft darüber und Sauerkraut dazu.

Schinkenknödel. $\frac{1}{4}$ Kilo gekochter Schinken und vier Semmeln werden würfelig geschnitten und mit 3 Deka heißem Schmalz übergossen. Dann werden 6 Deka Mehl mit $\frac{1}{4}$ Liter Milch und 3 Eidottern, mit Salz, etwas Zwiebeln und gehackter Petersilie in die Masse eingerührt und diese $\frac{1}{2}$ Stunde stehen gelassen. Dann macht man Knödel davon, die in gesalzenem Wasser gesotten und mit größtem Bröseln abgeschmalzen werden.

Linsen-Koteletts. 50 Deka Linsen werden sehr weich gekocht, mit der Reibekeule tüchtig zu Mus gerührt, dann zwei Löffel Mehl, drei ganze Eier, etwas Salz, eine geriebene Zwiebel, etwas geschmolzene Butter und etwas Pikantes, etwa Anchovisgeschmack, hinzugegeben. Aus dieser Masse werden flache Koteletts geformt, auf beiden Seiten mit geriebenem Zwieback bestreut und in Butter oder Albin recht knusperig gebraten.

Für den Landwirt.

Ueber die Abhängigkeit des Ertrages vom Gewicht des Samens.

Daß man von starken und gesunden Tieren, wenn man sie zur Nachzucht verwendet, auch ebensolche gut ausgestattete Junge erwarten kann, ist eine so bekannte Tatsache, daß auch der ungelehrteste Bauer gewiß einen Menschen auslachen würde, der ihn darüber erst belehren wollte. Seltener aber denkt man bei der Auswahl seines Saatgutes daran, daß bei den Pflanzen in dieser Beziehung genau dasselbe Gesetz wie bei den Tieren herrscht. Der schwerste und gesundeste Samen wird auch die stärksten und gesundesten Pflanzen liefern und diese ihrerseits wieder die ergiebigste Ernte. Man muß also stets darauf sehen, daß man zu Saatzwecken eine Saat verwenden kann, deren einzelne Samenkörner durchwegs durch Schwere, Schönheit und Gesundheit sich auszeichnen. Bei Verwendung solchen Samens kann man nach der „Landw. Rundschau“ folgende Vorteile erwarten:

Die schwersten Samenkörner liefern die höchsten Erträge. — Schwere Samenkörner erzeugen wieder einen höheren Prozentsatz schwererer Samen, wenn sie selbst schon aus mehreren Generationen schwerer Samen abstammen und ihr Gewicht nicht bloß einem besonders günstigen Standorte oder einer sehr reichlichen Ernährung der Mutterpflanze verdanken. Doch sind auch solche Samen schon

besser als leichte. Es kann demnach durch fortgesetzte Auslese der schwersten Samen nach und nach eine erhebliche Steigerung des Samengewichtes erzielt werden, soweit Sorte und Klima dies gestatten. Hieraus geht auch hervor, daß durch schweres Saatgut nicht nur die Menge, sondern auch die Güte des Ertrages günstig beeinflusst wird. — Schwere Samen erzeugen Pflanzen, welche gegen ungünstige Witterungseinflüsse, Frost, Dürre, Nässe und Pflanzenkrankheiten aller Art widerstandsfähiger sind, als Pflanzen, welche von leichten Samen herkommen. Schwere Samen liefern tiefer wurzelnde und reichlicher sich bestockende Pflanzen, weil sie größere und kräftigere Keime besitzen als leichte. Aus schwereren Samen hervorgehende Pflanzen entwickeln sich rascher, so daß sie von pflanzlichen und tierischen Feinden weniger beschädigt werden können, als Pflanzen von leichten Samen. — Schwere Samen erzeugen blattgrünreichere Pflanzen als leichte und wenn man bedenkt, welche hochwichtige Rolle das Blattgrün bei der Herstellung von organischer Substanz im Leben der grünen Pflanzen spielt, ist es begreiflich, wie wichtig ein hoher Gehalt an Blattgrün für spätere Sommererzeugung sein muß. — Kurz, je schwerer das Saatgut ist, desto ertragreicher, desto schnellwüchsiger, desto widerstandsfähiger und sicherer im Ertrage wird die daraus erwachsene Pflanze. Es ist besonders hervorzuheben, daß es allein nicht genügt, die Körner nach Größe und Form zu trennen, es müssen vielmehr die schwersten Körner zur Aussaat gelangen.

Um die schwersten Körner aus dem Saatgetreide zu gewinnen, kann man verschiedene Methoden anwenden u. zw.: 1. Im kleinen das Werfen des Getreides mit der Wurfschaufel (Worfeln). 2. Die Reinigung des Getreides mit Windsege und Getreidereinigungsmaschine. 3. Für den Großbetrieb eignet sich die Anwendung der Getreidezentrifugen. Natürlich wird man sich auch angelegen sein lassen, die Unkräuter und halben Körner, welche im Getreide sich befinden, durch Trieure (Auslesemaschinen) zu entfernen und Krankheitskeime, wie Brandsporen usw., zu vernichten, um wirklich gutes Saatgut zu erhalten, denn die beste Bearbeitung des Bodens, reichliche Düngung und sorgfältige Pflege nützen nichts, wo minderwertiges Saatgut ausgeworfen wird.

Gemeinnütziges.

Um zähes Fleisch schnell weich zu kochen, gibt man, wenn es im ersten starken Aufwallen ist, auf ein Kilo Fleisch zwei Kaffeelöffel voll guten Branntwein hinzu. Das Fleisch, wäre es auch von einem sehr alten Tiere, wird schnell weich und von dem Geruche des Branntweins bleibt nicht die geringste Spur übrig.

Um Käse frisch und saftig zu erhalten, muß man ihn an einem kühlen Orte unter einer Glasglocke verwahren und in mit Bier getränktem Papier oder Leinenzeug einschlagen.

Das Eindrehen von Holzschrauben. In der Regel werden Holzschrauben in der Weise versenkt, daß man sie zu etwa der Hälfte ihrer Länge mit dem Hammer einschlägt und dann mit Hilfe eines Schraubenziehers eindreht, wobei sehr oft große Gewalt angewendet werden muß und nicht selten

eine Hälfte des Schraubentopfes wegbricht. Außerdem werden die der Schraube zunächstliegenden Holzfasern zerquetscht und zur Seite gedrängt. Um das alles zu vermeiden, muß man zuerst mit einem Bohrer, der ein etwas kleineres Loch schneidet, als die Holzschraube stark ist, vorbohren. Dadurch schneidet sich das Gewinde richtig ein, und das Holz umschließt die Schraube fest von allen Seiten. Eine ganz mit dem Hammer eingeschlagene Schraube hält weniger als ein Drahtstift.

Um welke Blumen und Pflanzen frisch zu machen. Man schneidet die Stengel unten etwas ab und stellt sie dann in ein Gefäß mit Wasser, in welches vorher einige Tropfen Kampferspiritus gegossen wurden. Die Wirkung soll überraschend sein. Dasselbe Verfahren ist auch auf die beim Botanisieren gesammelten Pflanzen anwendbar.

Rostflecke werden oft mit Kleesalz beseitigt, besser ist es aber, wenn man Zinksalz im Wasser auflöst und damit die Wäsche wäscht. Hiernach wäscht man das ganze Stück mit warmem Wasser, wodurch das aufgelöste Eisensalz beseitigt wird und die Flecke verschwinden.

Buntes Allerlei.

Bereine überall.

Kein Sträßlein so vereinsamt ist,
Daß nicht d'rauf fährt ein Bicyclist.
Es ist kein Berg so steil und krumm,
Es trauern d'rauf Touristen 'rum.
Es ist kein Fläckchen schmal und feicht,
Daß nicht ein Ruderklub drauf streicht.
Kein Einöd ist, kein Felsengrat,
Wo nicht drei Männer spielen Skat.
Kein Wirtshaus ist so unbeliebt,
Wo nicht ein Klübchen Regel schiebt.
Noch gibts Vereine mancherlei,
Vielleicht bist du auch schon dabei.

Bergegenwärtigung.

Baron vor einem Fräulein stehend: „O mein Fräulein, Sie hatten von jeher große Neigung für die Dekonomie; Sie haben gewiß auch auf Ihrer Reise durch die Alpen einschlägige Beobachtungen gemacht?“ — Fräulein: „Freilich, lieber Baron! Besonders kann ich das köstliche Rindvieh gar nicht vergessen — es steht noch immer vor mir!“

Aus dem Gerichtssaale.

Aktuar das Leumundzeugnis der Angeklagten vorlesend: „Frau Huber, Witwe, im 50. Lebensjahre stehend, wohnt in einem Dachstübchen und nährt sich kümmerlich von ihrem Spargel . . .“ — Präsident: „So dürfte es doch nicht lauten!“ — Aktuar: „Sie entschuldigen, Herr Präsident, so steht es hier: nährt sich kümmerlich von ihrem Spargel . . .“ — Präsident: „Wenden Sie doch einmal das Blatt um!“ — Aktuar: „Ach, da ist das Trennungszeichen weggeblieben; es heißt: nährt sich kümmerlich von ihrem Spargelbe!“

Worauf es ankommt.

Eine nervenschwache Dame reiste auf einer Eisenbahn, die eine starke Höhengenkung hat. Sie fragte den Kondukteur, ob keine Gefahr dabei zu befürchten sei. — „Durchaus nicht,“ antwortete dieser, „wir haben an jedem Rade eine Bremse.“ — „Aber wenn die Bremse außer Ordnung käme?“ — „Dann geben wir rückwärts Dampf und dies würde das schnelle Hinabrutschen des Zuges verhüten.“ — „Aber wenn die Lokomotive außer

Ordnung käme, was würde dann aus uns werden?" — „Well, Madam, antwortete der Kondukteur, „das kann ich Ihnen nicht sagen; es kommt darauf an, was für ein Leben Sie geführt haben.“

Verschiedene Ansichten.

Ein junger Mann hatte das Unglück in einer Gesellschaft einen kleinen Tisch mit einem Porzellanervice umzustößen. Er erschöpfte sich in Entschuldigungen und fragte schließlich, ob die zerbrochenen Gegenstände etwa einen besonderen Wert gehabt hätten. „Es war altes Meißener Porzellan“, antwortete die Hausfrau mit sauer-süßer Stimme. „Na, dann geht's ja noch“, erwiderte der junge Mann, „ich fürchtete schon, die Sachen wären neu gewesen.“

Zwoa Fehla.

's Dearndl, dös möcht so gern
In Kasper sei' Weiberl wer'n;
Aber er traut nöd recht,
's gang eam lei schlecht.
Zwoa Fehla hat's zwar nur,
Aber für eam san's g'nua;
Just in da Heiratsg'schicht
Ham dö a G'wicht.
Dös is da ganze Wiz:
's Züngerl is eam zu spiz,
Und er sagt's frei und los:
„D' Händ' hat's eam z'groß“.

Eine geistreiche Antwort.

Nach einer Audienz, welche König Jakob I. von England einem Gesandten gegeben hatte, sagte der König zu dem berühmten Kanzler Baco: „Nicht wahr, der Gesandte ist ein großer, schöner Mann? Aber was denken Sie von seinem Kopfe?“ — „Majestät,“ erwiderte der Kanzler, „so schöne und große Leute wie der Gesandte, gleichen gewöhnlich den Häusern mit vier bis fünf Etagen; die ersten drei sind gut vermietet, aber die oberste steht leer!“

Der Tisch der Armen.

Kaiser Karl der Große liebte es, andern Gutes zu tun. Wenn für ihn der Tisch gedeckt wurde, so wurde auch ein zweiter für die Armen bereitet, an dem er täglich eine bestimmte Anzahl bewirten ließ. So gebrauchte er die zeitlichen Güter, die ihm Gott verliehen hatte, zum Wohle für seine Mitmenschen und Gott zur Ehre.

Zeitgeschichten.

— **Der Schatz im Gebetbuche.** Erst kürzlich kam in einem Orte des oberschlesischen Kreises Liegnitz der 12jährige Sohn eines Wirtschaftsbesizers aus der Schule und erzählte der Mutter folgendes: „Der Herr Lehrer hat uns heute von Altertümern erzählt und gesagt, daß diese oft einen hohen Wert haben. Liebhaber zahlen für solche alte Bilder, Bücher und Geräte oft viele tausend Taler. Weißt du, Mutter, wir haben ja auch von der Großmama noch einige alte Bücher, die können vielleicht viel Geld bringen.“ Und dann holte der Knabe die Bücher von einem Wandbrett aus der von der Großmutter früher bewohnten Stube. Unter ihnen befand sich auch ein in Schweinsleder gebundenes sehr altes Gebetbuch, dessen Deckel

durch ein Lederband geschlossen waren. Als der Knabe das Buch aufschlug, erblickte er einen Hundertmarkschein. Nun durchsuchte die Mutter das Buch weiter und förderte noch weitere sieben Scheine ans Tageslicht. Vor etwa zwei Jahren war die Schwiegermutter des Besitzers gestorben und in ihrem Nachlaß vermißte man etwa 1000 Mk. bares Geld. „Na, siehst du, Mutter,“ sagte der Knabe, „daß alte Bücher Geld bringen?“ Gute Gebetbücher, die fleißig benützt werden, bringen aber auch noch Gottes Segen.

— **Ein Unglück kommt selten allein.**

In Büttstädt wurde eine Anlage für elektrische Beleuchtung eingerichtet, die von Angestellten der Erfurter Elektrizitäts-Gesellschaft ausgeführt wurde. Ein Schmiedelehrling, der sich bei dieser Arbeit mit zu schaffen machte, drehte trotz wiederholter Verwarnung einen Kontakt des Schaltbrettes. Plötzlich sprühte aus diesem eine Funkengarbe hervor, wodurch der junge Mann so erschreckt wurde, daß er augenblicklich tot umfiel. Ein Gehirnschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Desgleichen wurde ein an der Spitze eines Mastes beschäftigter Monteur durch den Anblick dieses entsetzlichen Vorganges derart erschüttert, daß er den Halt verlor und aus der beträchtlichen Höhe herabstürzte. Er blieb mit zerquetschten Gliedmaßen liegen.

— **Im Uebermut vergiftet.** Der 42-jährige Arbeiter Bzick, der mit Frau und 5 Kindern zu Weißensee bei Berlin wohnte, besuchte mit einigen Freunden den seit längerer Zeit frankliegenden Arbeiter Jander. Die Besucher veranstalteten ein kleines Trinkgelage. Dem Bzick fiel ein Fläschchen mit Morphiuntropfen ins Auge, die vom Arzt dem Krankenverschrieben worden waren. Bei dem Hinweis des letzteren, daß der Inhalt, in größerer Menge genossen, lebensgefährlich sei, spottete der Mann über die Aengstlichkeit seines Freundes, öffnete das Fläschchen und trank schnell die Tropfen aus. Sofort stellten sich bei ihm krampfartige Anfälle ein. Seine Freunde führten den sich unter fürchterlichen Qualen windenden Mann an die frische Luft auf die Straße. Hier sank er um und starb nach wenigen Minuten.

— **Das Haar als Lebensretter.** In Ufelas in der Nähe von Montagnac in Frankreich war eine Hochzeitsfeier. Nach dessen Beendigung gingen die Gäste wie dort üblich in das Gemach der Braut. Da brach der Fußboden ein und alle stürzten hinab, nur die Braut blieb mit den Haaren an einem Balken hängen. Es wurde glücklicherweise niemand gefährlich verletzt.

Lustige Gefe.

Ein Zeitkind. Karl (zu seinem Vater, einem Advokaten, der ihm für eine Ungezogenheit Liebe verabreicht): „Papa, wenn Du nicht gleich aufhörst, lass' ich Deinen Geisteszustand untersuchen. . .!“
Vielsagend. A.: „. . . Also durch die ‚Dorfzeitung‘ hat Ihr Freund seine Frau kennen gelernt? . . . Lebt er denn glücklich mit ihr?“ — B.: „Weiß nicht. Aber das weiß ich: gleich nach seiner Heirat hat er die Zeitung abbestellt!“
Beschönigung. „Aber Marie, nachdem Sie

heute Morgen vom Kuchen den Zuckerguß, heute Mittag vom Gänsebraten die Kruste genascht haben, ertappe ich Sie jetzt beim Abschöpfen der Kaffeesahne. . .!“ — Ach verzeih'n S', gnä' Frau! Meine Mutter hat's Ihnen ja gleich g'sagt, daß ich ein bißl oberflächlich bin!“

Schwer zu machen. Unteroffizier: „Merken Sie sich, Piefke: Mit dem linken Fuß wird angetreten; der rechte hat dabei das Maul zu halten! Erbischast! „Heute ist meine Kleine getauft worden auf den Namen Maria, Augusta, Elisa, Theodora, Susanna, Gabriele.“ — Aber warum denn so viele Namen? — „Ja, das ist eben Alles, was ich ihr mitgeben kann.“

Rätsel-Aufgaben.

Ziffernrätsel.

Von Paul Stribrny.

- 1 7 5 5 Wertbezeichnung.
- 2 1 3 6 alter amerik. Fürstename.
- 3 4 6 3 4 8 7 8 Hochgebirge.
- 4 8 8 6 Berg.
- 5 4 3 6 5 Ort.
- 6 7 5 6 Halle.
- 7 5 6 1 Reiter.
- 8 7 5 2 1 6 Stadt im Donau-Balkangebiet.
- 1 2 3 4 5 6 7 8 Name eines jetzigen Regenten.

Quadraträtsel.

J. B.

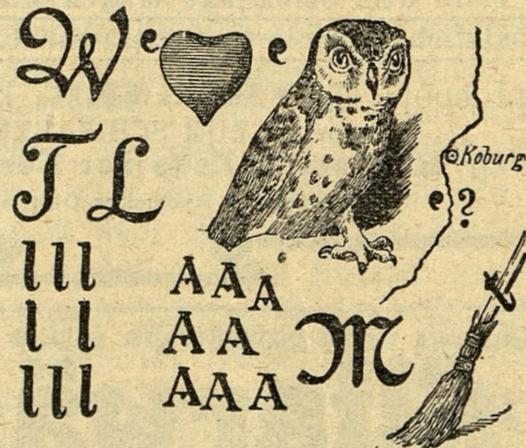
A A H H
R R R R
E E U U
S M M M

Rebus.

A. B.

unchristlich Elek Türe Kirchen
lasse Allden
d e n Stellung Undz z a
e f e z n b h
b r u e l

Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

I. (Rebus.)

Samstag-Bälle führen zum leichtsinnigen Vergessen auf die Sonntagspflicht.

II. (Ziffernrätsel.)

Motto, Insel, Chile, Sonig, Glen, Lama. Michel Angelo.

III. (Bilderrätsel.)

Nach jedem Fasching kommt ein Aschermittwoch.

Von den zahlreichen Rätsellösern erhielten Preise durch das Los: Hochw. Vater Kuen, Eisens, B. Lange, Tirol, Pauline Sittenthaler, Feldkirch, Borarlberg, Theresia Schmidt, Maria Schein und Hochw. Josef Schönbach, Pfarrer in Rainbach bei Freistadt, Ob.-Oesterreich.

Billigste Einkaufsquelle

Handgewebter **Leinwand** Rasenbleiche

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge, Taschentücher, Tafelgedecke, Tisch- und Handtücher und Julets in guten Qualitäten empfiehlt preiswert

Marie Sentschel,
Spezialgeschäft für Leinenwaren,
Schluckenau, Kaiser Josef-Straße (Bahnhofstraße.)

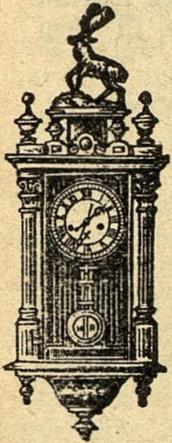
Hochzeits-Geschenke!

Musik - Pendeluhren,

Rußbaum feinst poliert, 70 cm. lang, spielend jede Stunde die schönsten Stücke. Preis samt Kiste und Verpackung nur 7 fl. Dieselbe Uhr ohne Musikwerk, jedoch mit Schlagwerk ganze und halbe Stunden schlagend, samt Kiste 5 fl. Mit Turmglockenschlag fl. 5-50. Mit 3jähr. schriftlicher Garantie. Versand nur per Nachnahme. Nichtpassendes wird umgetauscht oder das Geld zurückgegeben, daher kein Risiko.

Hauptniederlage seit 1878

Leop. Mayer, k. k. ger. beeid. Schätzmeister,
Wien, XIV., Mariahilferstraße 187 m.
Preisliste kostenfrei.



VERWUNDUNGEN

jeder Art sollen sorgfältig vor jeder Verunreinigung geschützt werden,

da durch diese die kleinste Verwundung zu sehr schlimmen, schwer heilbaren Wunden ausarten kann. Seit 40 Jahren hat sich die erweichende Zugsalbe, **Prager Haussalbe** genannt, als ein verlässliches Verbandmittel bewährt. Dieselbe schützt die Wunden, lindert die Entzündung und Schmerzen, wirkt kühlend und befördert die Vernarbung und Zubeilung.

1 Dose 70 Heller. Gegen Voraussendung von K 3.16 werden 4 Dosen, oder K 4.60 6 Dosen franko aller Stationen der österreich.-ungarisch. Monarchie gesendet.

Alle Teile der Emballage tragen die gesetzlich deponierte Schutzmarke.

Hauptdepôt: **B. FRAGNER**, k. u. k. Hoflieferanten,
Apotheke „ZUM SCHWARZFN ADLER“,
Prag, Kleinselte, Ecke der Nerudagasse N. 203.
Depots in den Apotheken Oesterreich-Ungarns.

Post-
versand
täglich.



Empfehle einem hochwürdigen Clerus als Spezialität meine

Altarwäsche

in besonders gewählten Mustern.

Altartuchleinen: 65, 70, 75, 80 cm breit.

Corporalen: 41x41 cm pr. 1/4 Dtz. K 2.10, 2.70, 3.—, 4.—

Purificatoren: 41x30 cm pr. 1/4 Dtz. K 1.95, 2.10, 2.20, 3.20

Lavabos: 55x30 cm pr. 1/4 Dtz. K 2.35, 3.—, 3.20

Ballen: 17x17 cm K 1.— pr. 1/4 Dtz. 3.20, 3.80, 4.—

20x20 1.20

Mustersendung auf Wunsch gegen Portobergütung.

Florian Hofeld, Georgswalde

Gegründet 1820. bei Rumburg. Gegründet 1820.



Druck und Verlag von Ambr. Opitz in Wernsdorf. — Für die Redaktion verantwortlich Ed. Bahand in Wernsdorf.



Karlsbader

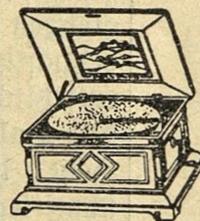
Magen- und Verdauungs-Pulver,

mit Pfefferminz, Schutzmarke: „Schlange“, von angenehmen Geschmack. Ärztlich empfohlen und angewandt bei Verdauungsstörungen, chron. Magenkatarrh, Magenkrämpfen, Sodbrennen, Brechreiz, üblen Geruch, saurem Aufstoßen, Appetitlosigkeit, durch fortgesetzten Gebrauch Aufhebung aller Magenbeschwerden. — Anerkennungen laufen täglich ein.

Preis: 1 Schachtel 2 Kronen, bei 6 Schachteln franko. Hauptverzeugung und Versendung: **Bären-Apotheke in Mährisch-Schönberg 49.** Erhältlich in den meisten Apotheken — wo nicht — direkte Bestellung.

GEGEN GERINGE

Monatszählungen



Musik-Werke

Polyphone selbstspielend, sowie Drehinstrumente, alle Arten Zithern und Saiteninstr. Violinen, Mandolinen etc.



Grammophone

garantiert echt, neueste Typen mit Trompetenarm

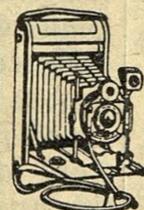
Automaten mit Geldeinwurf



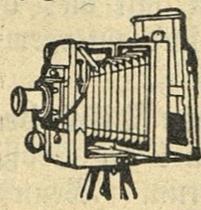
Phonographen

Meisterwerke der Feinmechanik, mit Hartgusswalzen, auch für eigene Aufnahmen!

Photographische Apparate

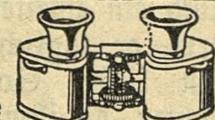


nur bekannte Marken. Goerz, Voigtländer, Lloyd, Kodak etc., modernste Typen unter voller Garantie. Alle Bedarfsartikel. Anleitung für Anfänger.



Goerz'

Trieder-Objecles
Höchste Lichtstärke



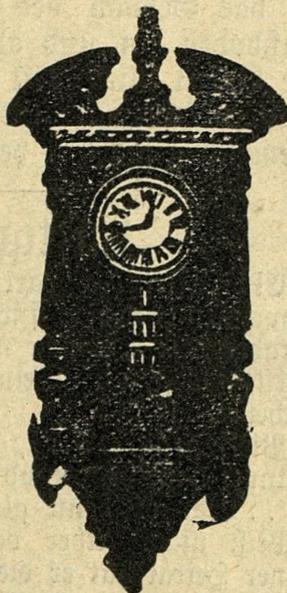
Jagd-, Theater- und Reisegläser, Feldstecher, Armee- u. Ziel-Fernrohre. Grösst. Gesichtsfeld

Bial & Freund, Wien XIII/1

Illustr. Preisb. No. 547 über Musikwerke } grat. u. frei
Illustr. Preisb. No. 547a üb. photogr. Appar. } auf Verlang.

Vertreter gesucht

Pendeluhren mit Musik



Ist die letzte Neuheit in der Uhrenfabrikation. Diese französischen Miniatur-Pendeluhren sind 70 cm lang, der Kasten, genau wie die Zeichnung, ist Natur-Rußbaum, feinst poliert, mit kunstvoll geschnitztem Aufsatz und spielt jede Stunde die schönsten Märsche und Länze. Preis mit Kiste und Verpackung nur fl. 8.—. Dieselbe Uhr ohne Musikwerk, jedoch mit Schlagwerk, jede halbe und ganze Stunde schlagend, mit Kiste und Verpackung nur fl. 6.—. Mit Turmglockenschlag fl. 6.50. Diese Pendeluhren sind nicht nur garantiert, auf die Minute gehend, 3 Jahre schriftliche Garantie, sondern auch zufolge ihrer wahrhaft prachtvollen Ausstattung ein sehr schönes und elegantes Möbelstück. Weder mit Glode und nachleuchtendem Zifferblatt fl. 1.70. Weder mit Musik, spielt anstatt zu läuten, fl. 6.—. Nickel-Rostlopf Remont.-Uhr fl. 2.—. Echte Silb.-Remont.-Uhr fl. 5.—. Versand nur gegen Nachnahme. Nichtkonvertierendes wird zurückgenommen, das Geld retourniert, daher kein Risiko.

Großer illustrierter Preiscurant über Uhren, Ketten und Ringe etc. gratis und franko.

Josef Spiering, Wien

I., Postgasse Nr. 2-79.